Aussichten

für

gebildete Deutsche

in

Nordamerika.

Von

Franz Löher,

Verfasser von:
„Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika."

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1853.

Vorwort.

Auf meinen Wanderungen durch Canada und die Vereinigten Staaten hatte ich faſt täglich zu beobachten Gelegenheit, daß Deutſche aus den gebildeteren Ständen ſich dort ebenſo oft unbehaglich fühlten, als andere mit der Ueberſiedlung zufrieden waren. Urſachen dieſer Erſcheinung deutete ich bereits in dem Buche an „Geſchichte und Zuſtände der Deutſchen in Amerika," welches während der Reiſe entſtand und in Cincinnati gedruckt wurde. Seit jener Zeit hat ſich in Deutſchland die Auswanderungsunruhe vermehrt, ſie entführt dem Vaterlande mit jedem Monat mehr von ſeinen beſten Kräften, welche drüben gar zu häufig doch kein beſſeres Loos trifft, als langſam zu verkümmern. Im Sommer vorigen Jahres hielt ich in den öffentlichen Verſammlungen des Centralvereins für deutſche Koloniſation nnd Auswanderung zu Berlin ein paar Vorträge, worin ich bemüht war, möglichſt kurz, aber möglichſt genau das zu bezeichnen, was je nach ihren verſchiedenen Wünſchen

und Erwerbszweigen in Nordamerika gebildeteren Deutschen zu erreichen steht. Das Interesse, welches diese Vorträge erweckten, führte zu ihrer Veröffentlichung durch die Nationalzeitung und die gesteigerte Nachfrage veranlaßt diesen nochmaligen Abdruck. Möge nun das Büchlein dazu dienen, Illusionen zu zerstreuen, denen aber, welche wahre Noth zur Auswanderung drängt, deutlicher zu machen, was sie in der neuen Welt wirklich zu erwarten haben, damit sie sich von vorn herein darauf einrichten.

F. L.

Inhaltsverzeichniss.

Ueberblick 4
Erster Eindruck des Landes 5
Geschäftstreiben 7
Politisches Leben 8
Kirchenwesen 10
Amerikanisch werden 11
Stellung der Deutschen 12
Häusliche Sitten 14
Charakter des Landes 14
Klima 16
Vortheile bei der Uebersiedelung 17
Gefahren für die gebildeteren Klassen 18
Leute für Amerika 20
Illusionen und Blockhäuser 21
Amerikanische Landwirthe 22
Farmen in den Wäldern und Prairien 23
Farmrenten 29
Farmereilernen 30
Neusiedlerrecht 31
Guter Rath zu einer erträglichen Existenz 34
Zinsen und ein Gütchen 36
Kosthaushalten 37
Weinbau 38
Gärtnerei 39
Milchwirthschaft 39
Holzhandel 40
Farmer im Kleinen 40
Farmer im Großen 41

Junge Männer 44
Mediziner 49
Chirurgen 53
Dentiſten 54
Apotheker 54
Chemiker 55
Thierärzte 56
Lehrer 56
Theologen 59
Juriſten 62
Ingenieurs 65
Geometer 65
Berg- und Forſtleute 66
Architekten 66
Portraitiſten und Dekorationsmaler 67
Kupferſtecher, Holzſchneider, Lithographen 68
Muſiker und Geſanglehrer 68
Inſtrumentenmacher 69
Verfertiger chirurgiſcher Inſtrumente 69
Mechaniker, Uhrmacher, Optiker, Gold- und Silberarbeiter . . 70
Buchhändler 71
Gewerbe, Handel und Spekulationen 71
Großhändler, Ladenhalter, Krämer 74
Fabrikanten 77
Handlungslehrlinge 77
Amerikaniſche Ariſtokratie 79
Reiche Auswanderer 83
Gelehrte 84
Literaten und Zeitungsſchreiber 85
Künſtler 87
Beamten und Offiziere 89
Des Auswanderers Gewinn und Verluſt 91

Wenn ich hier verſuche, in einem kurzen Ueberblick ein lebendiges Bild amerikaniſcher Zuſtände zu geben, wie ſie ſich für den deutſchen Einwanderer aus den gebildeteren Klaſſen geſtalten, ſo kann ich dabei freilich nicht aus eigener trüber oder freundlicher Erfahrung reden. Ich ging nur nach Amerika, um jenes merkwürdige Land und Volk ſelbſt zu ſehen, welches ſich jetzt dort hinter dem Ocean wie ein junger Rieſe aus den Urwäldern emporhebt. Aber in den vierzehn Monaten, in welchen ich das Gebiet der Union, mit Ausnahme der ſüdlichen Sklavenſtaaten, von einem Ende zum andern durchſtreifte, kam ich abwechſelnd aus glänzenden Kreiſen in Handwerker-Werkſtätten, aus bewegteſtem Leben in ſtille Hütten der Hinterwäldler, und da ich mit warmem Intereſſe gerade die Erlebniſſe unſerer Landsleute in jeder Stellung kennen zu lernen ſuchte, ſo erhielt ich zuletzt doch eine ziemlich umfaſſende und wie ich glaube nicht ganz falſche Anſicht ihrer wirklichen Verhältniſſe und Ausſichten.

Ein Reſultat meiner Beobachtungen will ich gleich voranſtellen. Von der ganzen Maſſe der deutſchen Einwanderer geräth in Amerika ein Fünftel in's Elend; ein anderes Fünftel bekommt es unter ſchweren Mühen und Leiden höchſtens eben ſo gut, wie es ihm hier erging; zwei Fünftel haben vollauf zu leben, aber ſie müſſen auch ſtrenger bei der Arbeit ſein, als ſie hier es jemals gewohnt waren, kaum das letzte Fünftel freut ſich recht der goldenen Früchte. Sie Alle müſſen mancher lieben Angewohnheit und Freude entſagen, aber ſie Alle haben wenigſtens den Troſt, daß ihre Kinder in der neuen Heimath ihr Fortkommen finden.

Das erste Fünftel Einwanderer, welches in Amerika jede Noth des Lebens gründlich zu kosten bekommt, zählt nun gerade unter denen am meisten, welche in Deutschland den höheren Ständen angehörten. Gerade sie sind auch trotz der täglich anschwellenden Literatur über Amerika über das, was sie wirklich dort erwartet, am meisten in Täuschung befangen.

Es ist überhaupt schwierig, jemand schon in Deutschland eine klare Vorstellung von amerikanischen Zuständen und Gefahren zu geben.

Die Regel ist, man macht sich hier irgend ein Ideal von seinem amerikanischen Leben zurecht und läßt es sich nicht wieder nehmen. Mit soviel Ernst und Resignation auch Mancher zu sich selbst sagt: „ich stelle mir gar keine goldenen Berge vor, ich verlange in Amerika Nichts, als zu arbeiten und frei und ruhig zu leben, das wenigstens werde ich da finden," — so spielt doch im Hintergrunde der Gedanken stets noch ein heimliches Glücksbild, welches ihm von Amerika herüberlächelt. Es geht einmal das Gefühl der Unbefriedigung, der Unbehaglichkeit durch alle unsere Zustände, manche halten es auch für eine Vorahnung von kommenden gewaltigen Ereignissen: Amerika liegt nun drüben wie der feste Strand der Hoffnung, und dahin schwärmen die Ideen und Wünsche so lange, bis sie sich dort festgesaugt haben und ihren Eigner nachziehen. Es ist gar nicht zu sagen, wieviel Deutschland dadurch jährlich, ja täglich verliert. Ich will hier gar nicht einmal die Hunderttausende von kräftigen Menschen und die Millionen von Thalern in Anschlag bringen, welche Deutschland in jedem Jahre an Amerika abgiebt, damit sie dort seiner eigenen Industrie den Markt verderben. Das größere Uebel ist diese innere Halt- und Thatlosigkeit so vieler Männer im eigenen Vaterlande, dieses ewige sehnsüchtige Hinüberblicken nach fernen glücklichen Zuständen, die in der Wirklichkeit gar nicht so sind, oder, um es gerade herauszusagen, diese Feigheit, mit der man sich den Anforderungen des eigenen Vaterlandes entzieht. Es soll ich weiß nicht welcher Heroismus sein, wenn einer aus politischer Unzufriedenheit, aus Verbitterung mit seinen Kollegen oder Verwandten, oder gar aus bloßem unklaren Mißmuth überhaupt, den großen Entschluß faßt, auszuwandern, und im Grunde ist es doch nur Charakterschwäche. Der Deutsche meint Kosmopolit zu sein und ist in Wahrheit nur der Dünger für andere Nationen. Er glaubt, überall könne

er Tüchtiges durchsetzen, nur nicht in eigenem Vaterlande, und muß doch der Regel nach in der Fremde mit einem Einsiedlerposten oder kleinem Broderwerbe vorlieb nehmen.

Aber auch diejenigen, welche in voller Unbefangenheit sich über amerikanische Verhältnisse unterrichten wollen, erhalten durch die Studien, die sie hier darüber machen, nur selten ein richtiges Bild. Es herrscht in der That dort ein ganz neues ungewohntes Denken und Treiben, welches im Schlechten wie im Guten originell ist. Man fühlt das nie mehr, als wenn man in Amerika zuerst an's Land tritt, oder von dort zurückkehrend, das europäische Leben wieder begrüßt. Daraus ergiebt sich auch, das nur gewisse Persönlichkeiten dorthin passen und andere gar nicht dahin gehören. Wer aus eigener Anschauung Amerika kennt, kann daher Jemand, dessen Gemüth, Verstand und Kräfte er zu beurtheilen vermag, sagen: „Du passest für Amerika!" oder „Du wirst dort unglücklich!" Man kann jungen unternehmungslustigen Leuten auf ihre Fragen antworten: „Wenn Ihr hier einmal nicht mehr bleiben wollt, so mögt Ihr Euch drüben versuchen, Ihr werdet endlich etwas finden, was sich für Euch schickt, oder Ihr kommt zehnmal klüger geworden wieder." Man darf ferner einem geschickten und kräftigen Manne, dem trotz aller Anstrengung hier die bittere Armuth unabwendbar täglich mehr in's Haus rückt, sagen: „Warte nicht länger, dort kannst Du für Deine Arbeit wenigstens zu leben haben!" Aber den Meisten, die ohne die harte absolute Nothwendigkeit Deutschland verlassen, muß man zurufen: „Ihr habt ein reines Wagstück vor, Familie und Vermögen gehen vielleicht darüber zu Grunde; geht lieber, wenn euch das Auswanderungs-Fieber keine Nacht mehr ruhig schlafen läßt, erst allein hin auf ein paar Monate, die Reise ist nicht mehr kostspielig, und seht zu, ob es wirklich euch und eurer Familie dort zusagen kann." Es giebt vielleicht nur ein sicheres Mittel, den Gedanken an Amerika los zu werden, und das ist: Selbsthinreisen und Selbstsehen; eine Woche dort hilft mehr, als hier Jahrelang darüber lesen.

Erster Eindruck des Landes.

Tritt man aus dem Schiffe an die amerikanische Küste, so ist man freudig erstaunt über das thätige fröhliche Leben, alles hat einen jugendlichen Anstrich, selbst der ausgetrocknete Yankee weiß sich noch einen frischen Firniß zu geben. Man sieht

Wohlstand, rüstiges Vorwärtsstreben, nirgends Untergang. In wenigen Tagen ist man mit fortgerissen in diesen wogenden Verkehr von Handel und Gewerbe, politischen und religiösen Fragen. Man ist überrascht auch durch die außerordentliche Menge von hübschen und schöngeputzten Frauen und Mädchen, und verwundert sich über die allgemein verbreitete Bildung, jedermann tritt einem mit Anstand und innerm Selbstgefühl entgegen. Man sieht und fühlt, das ist Amerika, — wie ängstlich und trübe erscheinen da die Verhältnisse, welche man in Europa zurückgelassen. Aber, — nach einigen Monaten tritt eine Umwandlung ein. Der heiße Geschäftsdrang, das unaufhörliche Marktgewühl wird widerwärtig; die nackte, rohe Selbstsucht in der Politik, die grandiose Heuchelei im religiösen Leben tritt hervor; man empfindet das Unfreudige und streng Einförmige und Einseitige des amerikanischen Charakters; man merkt den Mangel tieferen geistigen Lebens, die Seltenheit wahrer Bildung bei aller äußern Politur. Zudem erblickt man gerade unter seinen Landsleuten so manche zerrüttete Existenz und manches schmerzliche Leiden, welches sich mühsam verhüllt; man leidet mit unter der Mißachtung, welche dort auf den Deutschen, als Volk betrachtet, liegt, und unter den gemeinen Hetzereien und Feindschaften, welche unter unseren dortigen Landsleuten stete Tagesordnung sind. Dann fühlt der Einwanderer sich bedrückt, es überkömmt ihn das Gefühl der Oede und Verlassenheit, seine Kräfte wollen ihm versagen und dann gellt ihm nichts schärfer in die Ohren als das amerikanische Sprüchwort: „Helft Euch selbst!“ — Ist der Einwanderer nun gleich gedrängt, für sich und seine Familie das Nothdürftige zu erringen, ist er dann gescheidt genug, das erste beste Geschäft zu ergreifen, welches Geld bringt, und arbeitet er rüstig und unbekümmert darauf los, — so überwindet er es, er fühlt allmälig den Boden fester unter seinen Füßen werden, er gewöhnt sich an die mancherlei Entbehrungen, und es erwacht in ihm die Fähigkeit für neue Interessen und neue Genüsse. Der gebildetere und wohlhabendere Einwanderer braucht aber nicht gleich zu arbeiten, er wartet auf eine bessere Stellung, auf angenehmeren Lebensgenuß, und findet sich dann vor allen andern getäuscht und vereinsamt. Er am meisten entbehrt das Schöne und Freundliche, was er in der Heimath zurückgelassen, und ihm wird es am wenigsten leicht, sich zu accommodiren und Denkungs- und Handlungsweise nach Sitten und Charakter des fremden Volkes umzu-

wandeln, unter welches er sich versetzt sieht. Noch schlimmer für ihn ist es, wenn er gleich im ersten Jahre sein mitgebrachtes Vermögen an irgend ein Geschäft oder eine Spekulation setzt: das allerwahrscheinlichste ist, daß er es ganz oder theilweise einbüßt, und weil er nicht ordentlich zu arbeiten und Geschäfte zu machen versteht, dann mit schmalem Erwerbe kümmerlich leben muß. Man braucht nur ein paar Wochen im Lande umherzukommen, um nicht wenige solcher Familien anzutreffen, welche in Deutschland eine erträgliche Stellung hatten, und in Amerika ihr Lebensglück zerstört sehen. Dann grollen sie mit dem Schicksale, dann verwünschen sie Amerika, während der ganze Fehler nur darin lag, daß sie nicht früher erkannten, daß sie für Amerika gar nicht paßten.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Hauptbestandtheile des amerikanischen Lebens, um danach zu ermessen, wie sich der Deutsche aus den gebildeteren Ständen darin zurechtfinden kann.

Geschäftstreiben.

Das, was dem Ankömmling zuerst am stärksten entgegentritt, ist das Geschäftsleben. Er merkt eine gewisse Unruhe bei den Menschen, hin und her geht gleichsam das Summen eines Marktplatzes; Gang, Wort und Geberde sind eilig und bestimmt, und die Gesichter alle sehen aus, als wären ihre Inhaber im ewigen Rechnen begriffen. Nur selten und vereinzelt entdeckt man die stille, heitere Thätigkeit des Gelehrten und Künstlers, oder die behagliche Ruhe eines gebildeten Mannes, der sich die Welt beschaut. Geschäftsmann ist Jeder, der Knabe wie der Prediger. Was einer treibt, das ist sein Geschäft, seine Profession; da giebt es keinen Beruf, keinen festen Stand; jedes Geschäft steht wohl an und wird geschätzt nach dem Gelde, das es einbringt, und nach dem öffentlichen Einflusse, welcher dadurch gewährt wird. So lange das Geschäft einträglich, betreibt man es; bietet sich ein besseres dar, sofort läßt man das erste liegen und fängt ein neues an. Man braucht bloß ein neues Schild vor seine Thür zu hängen; Konzession haben nur die Rechtsanwälte und Notare, die Gast- und Schenkwirthe nöthig, und auch die ersteren noch nicht in allen Staaten. Aus bloßer Liebe zur Sache aber ein Geschäft betreiben, und nicht des Geldes wegen, das würde den Meisten in Amerika wie eine Narrheit vorkommen.

Das ungeheure Landgebiet, in welchem dieses Volk sich be-

wegt, bietet in seinen unendlichen Wäldern, Prairien, Flüssen und Bergen noch zahllose Produkte, welche kaum angebrochen sind: diese auszufinden und zu verwerthen, denkt, rechnet, reiset der Amerikaner. So ist das Geldmachen, das Handeln, Wagen und Operiren ihm Lust und Leidenschaft. Er ist kein Geizhalz; gewinnt er etwas, so schafft er sich von einem Theile des Erworbenen sogleich einen kostbaren Haushalt an, das Andere wird sofort wieder gewagt. Das große Vermögen wechselt daher rasch von Einem zum Andern. Nicht der Geldbesitz allein freut den Amerikaner, sondern das Unternehmen mit dem Gelde, der Verstand, die Kraftentwicklung, welche das Geschäft fordert; wieviel er damit gewinnt, ist ihm nur Maßstab, wie klug, oder welches Glückskind er gewesen. Er hält daher auch gar nicht hinter dem Berge; wenn man zu einem öffentlichen Unternehmen, für Schulen oder milde Anstalten seines Geldes bedarf, dann bedenkt er sich keinen Augenblick, Hunderte und Tausende freiwillig beizusteuern.

Man muß sich diesen Charakterzug der Amerikaner deutlich vorstellen, um zu ermessen, welch sprudelndes Leben in diesem Volke steckt, aber auch wie arm es an Geiste ist. Man begreift dann auch, daß unter ihm nicht vorerst Redlichkeit und Gemüthsstärke vom Manne gefordert werden, sondern Kenntnisse und Talente, aus denen man etwas machen kann, und Gewandtheit, Raschheit, Pfiffigkeit, um seinen Gewinn schnell zu machen und sich selbst nicht scheren zu lassen. Das heißt smart sein. Daß bei alledem die Betrügerei hier im Großen und Kleinen auf das ausgezeichnetste entwickelt ist, und das Volk stets zu Streichen der Art aufgelegt, ist nun leicht erklärlich. Weil einer den andern betrügt, sieht man nicht mehr so Schändliches darin und denkt, der Schaden höbe sich wieder auf. Es kommt nur noch darauf an, auf eine feine und listige Art zu betrügen, sie nennen das Humbug.

Politisches Leben.

Der gebildetere deutsche Einwanderer wendet nun seinen Blick gern von diesem Geschäftstreiben ab und hin zur Betrachtung der bürgerlichen Freiheit des Volkes. Darin erkennt er den köstlichsten Edelstein des Landes, dessen Glänzen über jeden Theil des großen Staatenbundes Wohlgefallen und Wohlbefinden verbreitet. In gewissen Beziehungen ist gegenwärtig kein Land den vereinigten Staaten ähnlicher als Rußland. Es

gewährt dem Einwanderer ähnliche Vortheile, zu Vermögen zu gelangen, weil es ebenfalls weite und fruchtbare Landstrecken und noch wenige Bewohner hat; es bietet denselben Anblick einer rasch anschwellenden Bevölkerung, wachsender Städte und neuer Erwerbsquellen. Aber wie ganz anders ist in Amerika durch die bürgerliche Freiheit das Lebensgefühl, die Unternehmungslust, die Thätigkeit und jedes edlere Streben im Menschen geweckt und gekräftigt, als in Rußland! Das Volk der Vereinigten Staaten ist wirklich bis in die kleinsten und größten Dinge sein alleiniger Herrscher, und es hat sich, um dies zu bethätigen, den vollständigsten Organismus geschaffen. Die Beamten suchen dort zwar ihr Schäfchen zu scheren, wo sie können, aber sie sind ohne alle Phrase nichts als Diener des Volkes, das sie stets überwacht. Die öffentliche Meinung allein ist die unwiderstehliche Gebieterin, und ihrer Inquisition muß sich alles Thun und jede Anstalt unterwerfen.

Dieses freie Staatsleben zeitigt in dem Amerikaner vortreffliche Eigenschaften. Er ist selbständig; er hat die Freiheit, aber auch den Muth, sein Glück sich selbst zu schaffen; er erwartet von andern Kredit, aber keine andere Hülfe. Klagen und Weinen macht jeden verächtlich, man muß sich mit eigener Faust durchschlagen. Der Amerikaner ist daher auch ein stolzer Mensch. Nichts ist ihm widerwärtiger als Kriechen und Schmeicheln. Höflichkeit nimmt auch er als ein Zeichen guter Erziehung; aber beweist ihm Jemand übertriebene Höflichkeit, so kann er nicht anders denken, als der Mensch will mich mißbrauchen oder war in seiner Heimath nur ein schlechter Knecht. „Achtet Euch selbst!“ das ist in Amerika das nächste beherzigenswerthe Wort für Jedermann nach jenem ersten „Helft Euch selbst!“ Der Amerikaner ist äußerlich stets anständig, so viel innere Rohheit er auch besitzen mag; er redet mit Abscheu über jeden, der unsauber wohnt oder sich nicht reinlich kleidet oder sich mit andern schlägt und schimpft, oder öffentlich berauscht gesehen wird. Der Amerikaner ist endlich stolz auf sein Volk und ganz und gar von Nationalstolz, aber auch von Nationaleitelkeit besessen. Er verachtet jeden, der nicht selbst Nationalgefühl an den Tag legt, dennoch ist er der unduldsamste Mensch gegen diejenigen, welche sich in Amerika nicht Hals über Kopf, wie er es nennt, amerikanisiren, d. h. in Sprache, Sitten, Denk- und Handlungsweise nach ihm umformen wollen. Er meint wirklich, die Angloamerikaner kämen gleich nach den Erzangeln, und würde

den, der ihm den Nachweis brächte, daß die jetzigen Amerikaner sehr wenig englisches und sehr viel irländisches Blut in sich haben, allen Ernstes für verrückt erklären, während die jetzigen Griechen, als Fallmerayer ihnen ihre slavische Abkunft bewies, ihn doch nur als Hochverräther am edlen griechischen Namen ausriefen.

Kirchenwesen.

Die dritte Seite des amerikanischen Lebens, das religiöse, steht äußerlich mehr im Hintergrunde, aber wohl ist es überall wirksam und fühlbar. Es geberdet sich in Amerika so eigenthümlich, daß man von der amerikanischen Religion als einer besondern Art sprechen muß. Sie ist weder jenes warme religiöse Gefühl, jene tiefere Erkenntniß des Wesens der Dinge und der Bestimmung des Menschen, welche dem Gemüthe Kraft und Freude und dem Handeln sittlichen Ernst giebt, — noch ist sie ein Kirchenwesen, welches mit Prunk und Festen und öffentlichen Aufzügen das Leben angenehmer macht. Es ist eben jene jüdische Religion des alten Testamentes, welche in strenger Beobachtung äußerer Sittlichkeit, im Festhalten an bestimmten Sätzen, in praktischer Thätigkeit, im Handeln für kirchliche Zwecke ihre Stärke und Bedeutung sucht. Es giebt in Amerika bekanntlich eine zahllose Menge von Sekten; jeder kann sich eine zurecht machen; wenn sie sich nur, wie man es dort nennt, mehr oder weniger auf Bibelchristenthum gründet, so ist sie jedem recht, und der Staat hat nichts damit zu schaffen. Aber zu irgend einer Sekte muß man gehören, wenn man für einen anständigen Menschen gelten will. Wer als ein rechter Pharisäer seine Religion vor der Welt leuchten läßt, ist angesehen in der öffentlichen Meinung; wer eifrige Religion zu heucheln versteht, macht gute Geschäfte damit. Zwei Dinge besonders wird er dann im Auge behalten. Das erste Gesetz ist ihm das Sonntagsgesetz; kein Vergnügen darf er sich am Sonntag erlauben, sondern er muß mehrmal in die Kirche gehen. Einige halten sogar das Kochen am Sonntage für unrecht und genießen an diesem Tage nur kalte Speisen. Das zweite Gesetz ist ihm das der Enthaltsamkeit, man soll sich als ein so arger Feind jeglichen geistigen Getränkes beweisen, als läge unmittelbar Gift und Verbrechen darin. In einigen Bezirken ist der Verkauf von geistigen Getränken sogar schon gesetzlich verboten. — Man kann aber auch nicht verkennen, daß die amerikanische Religion viel

dazu beiträgt, sowohl dem Familienleben, als dem öffentlichen Leben einen gewissen Halt und trocknen Ernst zu geben.

Amerikanischwerden.

Diesem amerikanischen Charakter gegenüber denke man sich nun den Deutschen. Jemand, der hier Bildung und Erziehung genossen hat, wird sich vom amerikanischen Wesen ebenso oft abgestoßen als angezogen fühlen. Soll dasselbe ihn freundlich und heimisch umgeben, will er rechte Freude davon haben, so muß er sich mehr oder weniger amerikanisiren, d. h. sich innerlich zum großen Theile umwandeln. Dies, daß man unter ein fremdes Volk mit andern Sitten und Gebräuchen kommt und darunter sein Leben zubringen muß, hält man bei den Uebersiedelungsgedanken gewöhnlich kaum der Beachtung werth, und doch ist dies gerade für den Gebildeteren eine Frage, deren Mißachtung sich durch zahllose große und kleine Leiden und Aergernisse rächt. Nur in jungen Jahren, bei noch unfertigem Charakter kann man sich vollständig amerikanisiren. Ist man älter geworden, kostet es Ueberwindung, und so sehr man sich dazu zwingt, so gelingt es doch immer nur halb und halb. Die eigene Nationalität auf dem Altare einer fremden zu opfern, und zwar einer so herrschsüchtigen, eitlen und einseitigen, wie die englisch-amerikanische es ist, bleibt immer ein mißliches Unterfangen, zu welchem nicht jeder Geschmack und Geschick hat, und auch dann geht es selten vor sich, ohne daß die Quellen der eigenen Lebensfreude vertrocknen, und ohne daß man dafür vollgültigen Ersatz erhält. Ein mannhafter Charakter wird sich der amerikanischen Nationalität immer nur soweit fügen, als er das Edle und Männliche darin anerkennt und in sich aufnimmt; aber er stemmt sich dem entgegen, was ihm widerwärtig und gemein erscheint, und will seine bessere Natur dagegen aufrecht halten. Dann aber hat er nie abbrechenden Aerger und Verdruß.

Für den Deutschen kommen aber hierbei auch seine eigenen Landsleute in Betracht. Da ihrer bereits viele in den Vereinigten Staaten sind, so kann er sich nicht mehr von aller Berührung mit denselben zurückziehen; weil sie aber für sich noch gar zu wenig bedeuten, so kann er im Verkehr mit ihnen allein schwerlich ein befriedigtes Dasein führen. Ein deutschamerikanisches Leben in den Vereinigten Staaten ist möglich, nämlich ein solches, welches sich kräftigt durch den freien und jugendlichen amerikanischen Geist und durch die Vortheile, welche die neue

Heimath gewährt, aber sich der deutschen Sprache und des Besseren im deutschen Charakter nicht entäußert. Noch aber ist ein solches deutsch-amerikanisches Leben nur erst in zerstreuten und zahmen Anfängen vorhanden, und wer sich seiner Förderung widmet, muß sich auf ein Leben voll Mühen gefaßt machen.

Stellung der Deutschen.

Es mögen zur Zeit bis an fünf Millionen Deutschredender in den Vereinigten Staaten vorhanden sein. Rechnet man von der dortigen Gesammtbevölkerung die Sklaven und Farbigen ab, welche eigentlich nur als Lastthiere in Betracht kommen, so machen jene Deutschen mehr als ein Fünftel der Bevölkerung aus, und man sollte denken, eine solche Anzahl müsse den Englischredenden gegenüber irgendwie stark hervortreten. Das ist aber bis jetzt durchaus nicht der Fall. Die deutsche Bevölkerung wirkt nur mittelbar auf das dortige Leben ein, direkt ist sie nur in gewerblicher, wenig aber in politischer, wie in sozialer und religiöser Beziehung bemerkbar. Jeder wird zugestehen, daß die Deutschen dem Lande zum größten Segen gereichen; durch sie vorzugsweise wird ächte Humanität, Wissenschaft und Kunst eingebürgert, sie sind thätig und erfolgreich für die Verbesserung des Ackerbaues und der Gewerbe, — aber die deutsche Bevölkerung arbeitet nur im Kleinen, nur sehr wenige Deutsche erheben sich vereinzelt zu den Spitzen der Gesellschaft. Der einzelne gebildete Deutsche ist recht geschätzt, und auch gern gesehen, wenn er Vermögen hat, die deutsche Bevölkerung im Ganzen aber steht auf einer ziemlich niedrigen Stufe der öffentlichen Achtung und Bedeutung.

Der Grund davon ist zuerst ihre Zerstreuung über das ganze weite Gebiet der Vereinigten Staaten. Die große Masse der deutschen Einwanderer besteht ferner in Bauern und Handwerkern, welche nicht nur politisch unmündig sind, sondern es auch noch längere Zeit bleiben, weil sie ihre ganze Thätigkeit erst darauf wenden müssen, daß sie überhaupt leben können; sind sie so weit gekommen, so denken sie nur daran, nun auch wohlhabend zu werden. Der Deutsche bringt auch selbst nur eine lotterige Nationalität mit sich, die in Geist und Gemüth so lebensvoll, aber in praktischer Hinsicht so kindisch gutmüthig und unbeholfen ist. Alles das, was ein kraftvolles Gesammtleben des deutschen Volkes verhindert, die ewige Uneinigkeit, Religions- und Stammesfeindschaft, der Neid, die gegenseitige

Verketzerung, — solche nationalen Untugenden stehen unter unsern Landsleuten in Amerika in vollster Blüthe. Endlich haben die englischredenden Amerikaner einmal alle bedeutenderen Positionen inne, sie sind nicht allein die Reichen, sondern auch die wirklich freien selbstherrschenden Staatsbürger, und diese Stellung wissen sie den später in's Land gekommenen Deutschen gegenüber auch wohl zu behaupten. Hat sich doch die Partei der Nativisten jetzt zu einem förmlichen Geheimbunde organisirt, um die fremden Einwanderer nicht allein von politischen Stellen abzuhalten, sondern auch den Eingebornen vorzugsweise Unterstützung in Geschäften zuzuwenden. Dieser nativistische Geist steckt im ganzen amerikanischen Volke, das kann sich keiner verhehlen. Der gewöhnliche Amerikaner betrachtet die Deutschen als tief unter sich stehend, und diese geben ihm auch sowohl zum Spott als zum Aerger mancherlei Veranlassung. Die große Menge der deutschen Einwanderer erscheint äußerlich unwürdiger als die andern Amerikaner, in ärmlichem Aufzuge, plump und unsauber; der Deutsche ist überall und überall zutraulich und demüthig. In den Städten wohnt die größte Anzahl der Deutschen in den entlegenen Bezirken in schmutzigen Häusern und nimmt mit niedrigen Arbeiten und schlechter Kost vorlieb. Auf ihren Farmen erscheinen viele nicht minder geizig und unreinlich, lassen wohl sogar ihre Frauen Feldarbeit thun. Als Taglöhner und Handwerker arbeiten die Deutschen aus Armuth oder weil sie es nicht besser gewohnt sind, für niedrigen Lohn und drücken dadurch die Preise herunter. Als Aerzte aber, als Lehrer, Musiker, Techniker werden immer mehr eingeborne Amerikaner von Deutschen verdrängt. Endlich halten die Letztern gar zu wenig auf amerikanisches Kirchenwesen und sind in der Regel auch praktische Gegner des Mäßigkeitseifers. Alles das sind Gründe genug, um den deutschen Namen bei der Mehrzahl der Amerikaner in Mißachtung und Ungunst zu bringen, und kein gebildeter Deutscher bleibt von einem unangenehmen Gefühle deshalb verschont. Dies Gefühl verläßt ihn auch dann nicht ganz, wenn er sich sogar beeifert, wie so manche unserer ehemaligen Landsleute in Amerika es thun, das deutsche Wesen für gründlich schlecht zu erklären, welches man so bald als möglich abwerfen und mit dem englisch-amerikanischen vertauschen müsse.

Häusliche Sitten.

Bei der Uebersiedlung in ein fremdes Land wird man auch die dortige Lebensweise, den Charakter des Landes und das Klima erwägen. Nachdem ich vielerlei Länder gesehen habe, muß ich bekennen, daß man in keinem so freundlich und human lebt, als in Deutschland, und in keinem Lande einförmiger als in den Vereinigten Staaten, — abgesehen natürlich von den Genüssen des politischen und industriellen Strebens, denn darin kann sich auch England kaum mit Nordamerika vergleichen.

Die amerikanische Lebensweise ist überaus einfach und in der ganzen Union überall dieselbe. Ein Haus ist eingerichtet wie das andere und zwar bis in das Kleinste hin, nur der Werth und Glanz der Einrichtung ist verschieden. Von jeglichem Bedürfnisse kennt und hat man gerade das Nothwendige, dies aber auch höchst zweckmäßig. Man kann wohl sagen, das amerikanische Leben besteht lediglich darin, daß täglich dreimal und zwar immer dasselbe gegessen wird, daß in der Zwischenzeit die Männer bei ihrem Geschäfte und die Frauen bei Putz, Lektüre oder Ladenbesuch sind, daß man des Abends eine stille Partie Whist macht oder auch in einen öffentlichen Vortrag geht, und den Sonntag mit Kirchengehen zubringt. Das wiederholt sich den einen Tag wie den anderen in strenger Regelmäßigkeit. Man ißt und trinkt reichlich, arbeitet tüchtig, und bespricht und bedenkt öffentliche Angelegenheiten, — damit ist das Leben ziemlich ausgefüllt. Auch der Deutsche ist mit der Zeit genöthigt, gern oder ungern, sein Hauswesen und seine tägliche Beschäftigung ebenso einfach einzurichten, wenn es ihm auch, und noch mehr seiner Frau, recht langweilig ist.

Charakter des Landes.

Der Anblick des Landes, obwohl es größer als Europa, ist ebenfalls zum Ermüden einförmig. Wer in Deutschland gewohnt ist, keinen Tag zu reisen ohne eine Abwechslung von herrlich bebauten und bewässerten Landschaften, Gebirgen und Strömen zu sehen, dem wird jede Reise in das Innere der Vereinigten Staaten lang genug werden, wenn er Tag für Tag nur langweilige Ebenen, oder ebenso langweilige Hügel zu sehen bekommt. Gedanken an Fußreisen über Berg und Thal zwischen blühenden Städtchen und versteckten Dörfern muß man gänzlich

aufgeben; man findet Tags über nicht einmal zu essen, außer in den drei regelmäßigen Mahlzeitsstunden, und kaum sonst irgend eine Labung! Der Urwälder und Prairien wird man überdrüssig, so mächtig auch der erste Anblick wirkt. Die Baien sind vorzüglich schön, die Flüsse gewaltig, aber der erste Eindruck bleibt tagelang derselbe. Die kleinen Seen von Vermont und Newyork, der Niagara, diese Prachtstätte der Natur, die Felsengebirge, das virginische Hochland, die Mammouthhöhle sind höchst sehenswerth, aber wie unendlich weit, wie vereinzelt liegen sie auseinander. Auch in den Städten giebt es wenig Sehenswerthes. Die Hauptsache ist immer, sich anschaulich zu machen, ob eine Stadt gut gelegen ist für Handel und Gewerbe. Die wenigen bedeutenden Gebäude, Denkmale und Stadtansichten, welche es in den Vereinigten Staaten giebt, kann man an den Fingern aufzählen. Die Städte selbst sind alle in regelmäßigen Straßenvierecken gebaut, und das Wandeln in ihnen langweilig, wenn man nicht gerade den Anblick der schöngeschmückten Damen, der prächtigen Schaufenster, der mancherlei öffentlichen Aufzüge, und des Volks- und Geschäftstreibens hat.

Die Menschen sind es meist allein, welche in den Vereinigten Staaten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, mit ihrer Industrie, ihren religiösen Gesellschaften, politischen Versammlungen, Gerichtshöfen, milden Anstalten, Fabriken, Anlagen und Erfindungen. Nicht blos der Industrielle, sondern auch der Denker, der Geschichtsfreund findet daran Stoff zum Betrachten und Erwägen. Die Vereinigten Staaten sind einmal ein Theater, auf welchem Alles wieder vorgestellt wird, was aus den Köpfen der Menschen seit einigen Jahrtausenden an religiösen und sozialen Ideen entsprungen ist. Die politische Freiheit giebt jedermann dafür freien Raum, die unbedingt freie Presse erörtert das Gute und Schlechte davon, und in den noch so dünn bevölkerten Strecken sticht auch jede eigenthümliche Ansiedlung leicht bemerkbar hervor, welche man in der dichten Bevölkerung Europas erst lange suchen müßte. Diese Mannigfaltigkeit von insbesondere religiösen Richtungen, die Aufmerksamkeit, ob sich irgend eine neue Anstalt, z. B. ein Schul- oder Heilsystem bewährt, die allgemeine Theilnahme an jedem Neuen, das auftritt, und an jedem Charakter, der sich geltend machen will, dergleichen bringt neben der unaufhörlichen politischen und industriellen Strömung in die amerikanische Mo-

notonie Anregung und Spannung hinein. Es ist ein Leben, das unter seiner Oberfläche, so einförmig diese auch scheint, seine Wechsel und Wirbel hat, — aber dem Europäer, der sich nicht ganz amerikanisch umsatteln kann, ist das alles nicht genug, um ihm ein unbehagliches Gefühl der Leere zu verscheuchen.

Klima.

Zuviel Abwechselung bietet dagegen die Witterung in Amerika. Die Uebersiedlung unter andere klimatische Verhältnisse, als man von Jugend auf gewohnt worden, ist auch ein Punkt, dem man in der Regel hier wenig Beachtung schenkt. Italien ist ein schönes Land und herrlich darin zu wohnen, aber man flüchtet dort aus den niedrigen dumpfen Städten in das hochgelegene Land, wenn der heiße Sommer kommt und mit ihm die böse Luft. Das weiß man auch in Deutschland, und ehe Jemand sich nach Italien übersiedelt, erwägt er den Wechsel des Klima; will man aber nach Amerika auswandern, so meint man ohne Weiteres, man werde sich an diesen Wechsel bald gewöhnen. Es ist unwahr, wenn man Amerika überhaupt für ungesund erklärt. Wo die Erde dort schon einige Menschenalter hindurch umgebrochen ist und der Luft und Sonne, dem Wind und Regen offen gelegen hat, da ist Amerika so gesund wie ein anderes Land. Ueberall aber, wo der menschliche Fleiß den Boden erst zu bezwingen anfängt, da ist dieser zwar noch höchst fruchtbar, aber auch ungesund. Gerade die Verwesung der Pflanzenstoffe, aus welcher sich der kräftigste Fruchtboden bereitet, greift den Menschen mit ihrer Ausdünstung an, und der neue Ansiedler, der zum ersten Mal die Erde auflockert, hat diese Fieberluft gleichsam erst wegzuathmen. Aber auch in den Städten leidet man unter dem plötzlichen Wechsel des Wetters von Sonnengluth zu eisigkalten Winden, von Dürre zu Stromregen. Nur in den paar Herbstwochen, im sogenannten indianischen Sommer, ist das Wetter beständig und die Luft fortwährend mild und kräftig. Es fehlt dann der sonst so entzückende, immer lichtblaue Himmel und die hellstrahlende Sonne; aber man entbehrt beides gern, wenn man nur ein ruhiges, mild beständiges Wetter in Aussicht hat. Das Klima ist überhaupt angreifender, die Kälte durchdringender, die Hitze glühender, die Schwüle vor dem Gewitter ermattender, und die Gewitter selbst entladen sich mit furchtbarer Stärke. Auch die Uebergänge von einer Jahreszeit zur andern haben etwas Plötzliches. Der Frühling ist kaum

zu bemerken: der Winter hört auf und in acht Tagen steht alles in Grün und Blüthe und Sonnengluth. Das alles trägt dazu bei, eine Menge von Krankheiten zu erzeugen. Die Fieber sind noch immer ein böser Fluch des jungen reichen Landes; je üppiger dort Pflanzen und Vieh gedeihen, je gefräßiger wuchert diese schleichende Pest unter den Menschen. Wie viele Tausende unserer Landsleute seufzen dort mitten im Ueberflusse und sehnen sich nach der alten Heimath zurück! Was hilft ihnen alles, wenn sie es doch nur halb genießen und niemals wieder recht gesund werden können! Der Amerikaner schlägt die Verheerungen, welche die Fieber anrichten, gering an; das Land im Ganzen leidet wenig dabei, die Menge junger Ehen, die größere Fruchtbarkeit der Frauen, verbunden mit dem steten Zuwachsen aus der Einwanderung, erhält die Bevölkerung im steten Wachsen. Der Einwanderer aber hat auch dies wohl in Rechnung zu stellen, daß alle Wahrscheinlichkeit dafür ist, daß er und jeder aus seiner Familie das Fieber bekommt, der eine gleich, der andere nach ein paar Jahren; einige werden vom Fieber nur etwas durchschüttelt, andere bis auf's Mark entkräftet, nicht wenige sterben rasch weg. Schon die stete ängstliche Sorgfalt, die man in Amerika anwenden muß, um gesund zu bleiben, ist eine unangenehme Sache.

Vortheile bei der Uebersiedelung.

Fassen wir nun die Hauptvortheile, welche in den Vereinigten Staaten dem Einwanderer gewährt werden, zusammen, so sind es zwei große Güter, welche in dem Maße kein anderes Land bietet, — die bürgerliche Freiheit und die Leichtigkeit, sich die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zu erwerben. Je älter und dichtbevölkerter ein Land ist, desto mehr wird Freiheit und Erwerb nur in gewissen Schranken möglich sein. Wird ein Land eben erst in Kultur genommen, so ist beides nur in roher Form vorhanden. Die Vereinigten Staaten werden zwischen beiderlei Ländern noch Jahrhunderte lang eine glückliche Mitte halten.

Die bürgerlichen Verhältnisse sind dort geordnet, aber sie beengen und drücken keinen. Dies Freiheitsgefühl ist für alle ein kräftigender Lebenshauch. Das fortwährend sich bethätigende Bewußtsein, daß das Staatswesen sich nach dem Willen der Bürger richtet, die Möglichkeit, mit seinen Gedanken frei und öffentlich auf das Volk einzuwirken, die Leichtigkeit, von einem Geschäfte ohne Weiteres zum andern überzuspringen, von einer

Stadt sich in ein paar Tagen nach einer anderen überzusiedeln, überhaupt das ungenirte Leben und Treiben, welches nur in allgemeinen Sittlichkeitsgesetzen seine Norm, freilich auch in mancher engherzigen Tradition seinen Dämpfer findet, — das alles macht einen Hauptreiz dieses Landes aus. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß, je kleiner ein Ländchen in Deutschland ist, sich verhältnißmäßig um so mehr Leute daraus in Amerika finden, und je größer ein deutscher Staat ist, er um so weniger Auswanderer abgiebt.

In den Vereinigten Staaten kann man ferner für seine Arbeit vollauf zu essen und zu trinken bekommen, und verhältnißmäßig auch gut sich kleiden und wohnen. Wer eine arbeitsame Hand und Mutterwitz hat, wird in der Regel durch einen stätigen Fleiß nach einigen schweren Jahren zu einer sorglosen Existenz gelangen, ein kleines eigenes Haus und ein nährendes Geschäft haben. Wer sich damit begnügen will, wer soviel Kraft und Festigkeit in sich fühlt, daß er mehrere Jahre lang harte, vielleicht ungewohnte Arbeit und Noth der Seele ertragen kann, und dann mit festem Entschlusse hingeht, nicht zu ruhen und nicht zu verzagen, bis er zu einem mäßigen Wohlstande gekommen ist, der wird in Amerika nicht untergehen und sich endlich dort wohl fühlen.

Gefahren für die gebildeteren Klassen.

Anders aber verhält es sich mit denen, welche höhere Ansprüche an das Leben machen, und dazu gehören gewöhnlich diejenigen, welche hier unter den gebildeteren Ständen zählten. Vielleicht ist in allem dem, was von Verschiedenen über Amerika geschrieben ist, in keinem Stücke mehr Uebereinstimmung, als darin, daß die Uebersiedlung nach Amerika für die meisten Gebildeten ein mißliches Unternehmen sei. Je länger einer von ihnen in den Vereinigten Staaten selbst gewohnt hat, desto nachdrücklicher wird er einem hiesigen Freunde, wenn er ihm wahrhaft wohl will, die Nachtheile der Auswanderung vorstellen. Es sei mir erlaubt, hier nur zwei Gewährsmänner anzuführen. Dr. Zirkel sagt in seinen vortrefflichen „Skizzen aus den und über die Vereinigten Staaten" Folgendes: „Es ist unleugbare Thatsache, kein Land der Erde bietet dem Einwanderer so große Vortheile dar, als die Vereinigten Staaten; dennoch nöthigt mich meine durch sechszehn Jahre unausgesetzte Beobachtung dem gebildeten Deutschen nochmal warnend zuzurufen, zu dem Schritte

der Uebersiedlung nur nach der reiflichsten Ueberlegung zu schreiten." Der durch seine Werke über Amerika bekannte Konsul Fleischmann gesteht ebenfalls: „Wer im Vaterlande eine mehr oder weniger sichere Stellung besitzt, darf sich nicht durch Unmuth über allgemeine Zustände und über persönliche Mißverhältnisse voreilig dafür entscheiden. Vorzugsweise mögen diejenigen Klassen, welche durch Vermögen und sonstige Stellung an den Genuß mannigfacher Behaglichkeiten gewöhnt und durch Erziehung für die Mühen körperlicher Anstrengung wenig geeignet sind, die Bedenklichkeiten der Uebersiedlung gehörig erwägen; diejenigen Vortheile, die sie vor den arbeitenden Klassen durch Bildung voraus haben, müssen im Falle der Noth vor der rohen physischen Kraft des gewöhnten Arbeiters durchaus zurückstehen." Von allen denen aber, welchen es in der neuen Welt nicht nach Wunsche ging, bekommt man schwerlich etwas anderes zu hören als: „Nur wer in Deutschland gar nichts mehr zu verlieren hat, komme nach Amerika!"

In der That gewähren die Zustände, in welchen sich die große Mehrzahl der gebildeteren Deutschen dort befindet, kein lockendes Bild. Nur außerordentlich wenigen gelingt es, sich über die große Masse der deutschen Einwanderer aufzuschwingen, zu Reichthum und Ansehen. Die meisten finden eben ihr dürftiges Auskommen und zwar nur unter mancherlei Entbehrungen und durch rastlose Anstrengung. Auch diejenigen, welche es zu einer anständigen Einnahme bringen, haben an gewohnten geselligen und geistigen Vergnügen nicht wenig eingebüßt. Ein großer Theil aber verfällt dem Elemente und düsterm Mißmuth.

Der Grund ist, sie haben ihre gewohnte Art, das Leben zu genießen, aufgegeben, ohne dafür einen Ersatz zu bekommen, mit dem sie sich begnügen. Sie können sich in das fremdartige Volk, sein Denken und Treiben nicht mehr hineinleben. Das Widerwärtige im Charakter des amerikanischen Volkes und Landes ärgert sie unaufhörlich, und der Vorzüge beider werden sie niemals recht theilhaftig. Sie haben sich dort, wenn auch kein stolzes, doch geistig freies und gehobenes Leben gedacht, und finden, weil sie am Ringen und Streben des Landes nicht theilnehmen, eben nur ein Volk, dessen durchgehender Charakterzug die Mittelmäßigkeit in Bildung, Wohlstand und Denkart ist, dessen außerordentlicher Vorzug aber eben darin besteht, daß diese Mittelmäßigkeit überallhin verbreitet ist und Armuth und Unwissenheit ausschließt. Diese gebildeteren Deutschen müssen

ebenfalls mit einem mittelmäßigen Loose zufrieden sein, es fehlen ihnen die Flügel, sich darüber zu erheben. So fassen sie niemals festen Fuß im neuen Lande, und werden deßhalb am ersten eine Beute des großartigen Wagspiels, von welchem unaufhörlich das amerikanische Leben bewegt wird.

Land und Volk der Vereinigten Staaten schreiten mächtig und unhemmbar fort, aber eben diesem gewaltigen Aufschwunge des Ganzen fällt fortwährend eine Menge von Einzelnen zum Opfer. Ich möchte das amerikanische Volk einem großen halbgeordneten Kriegsheere vergleichen, welches unter zahllosen Kämpfen und Mühen, aber auch unter stolzen belebenden Hoffnungen vorwärts dringt; verschmitztes und gewaltthätiges Gesindel treibt sich darin in Menge umher; Tausende fallen täglich unter Seuchen und Kugeln, man vergißt sie, die Geschichte haftet nur an dem Siege, den die Uebrigbleibenden erringen. Manchen drängt nur Ehrgeiz oder Unzufriedenheit mit seiner bisherigen Lage, sich jenem wagenden Kriegesheere anzuschließen, — aber ist es vernünftig, wenn er sich ziemlich sicher voraussagen kann, daß er zu denjenigen gehören wird, welche in dem großen Zuge lautlos, spurlos untergehen?

Gerechtfertigt ist ein solcher Schritt nur, wenn es rein unmöglich ist, in seinen bisherigen Verhältnissen länger auszuhalten, oder wenn man sich mit der Aussicht begnügt, daß doch die Kinder das Ziel erreichen werden, oder wenn man eben ein Charakter ist, der zu jener neuen Umgebung paßt.

Leute für Amerika.

Welche Leute aber für Amerika passen, ergiebt sich schon aus dem Vorigen. Es sind die Leute, welche immer aufgeweckt und energisch bleiben und sich durch nichts ermüden lassen, stahlkräftige, elastische Naturen, die nicht zu verwunden sind, die sich leicht und gewandt in ein fremdes Leben schicken, die vor allem ein derbes, springendes Selbstgefühl und weniger Gemüth als scharfen, schnell zugreifenden Verstand haben, hartgesottene Goldmacher und solche, die das feinste Glas Wein und das schönste Gedicht für eine gute Handaxt verkaufen, und die nicht eine Stunde leben mögen, in welcher sie nicht rechnen und schaffen, — das sind die rechten Leute für Amerika. Sie werden mit der Zeit angesehen und wohlhabend, das kann nicht fehlen, denn ihre Art herrscht im Lande. Solche Männer machen mit in Spekulationen, streben lustig für Eisenbahnen, Kanäle und

Wege, ringen danach, Friedensrichter und Deputirte zu werden, und ſchrecken nicht, wie die meiſten andern Deutſchen, vor den Schwierigkeiten und dem Schmutze zurück, durch welche ſie erſt hindurch müſſen. Sie finden in dem vielbewegten politiſchen und Geſchäftstreiben eine nie nachlaſſende heitere Spannung ihrer Kräfte, freuen ſich des Wachsthums des Landes und ſeiner Inſtitutionen, und kümmern ſich nicht darum, ob die Einzelnen ſchaarenweiſe zu Grunde gehen, wenn nur das Ganze gedeiht. Man kann auch nicht leugnen, daß Amerika ein goldner Boden für die Charlatans iſt, vorausgeſetzt, daß ſie etwas Verſtand und Lebensart haben. Unpraktiſche Idealiſten aber, weiche, reizbare Gemüther und poetiſche Seelen, Mutterſöhnchen, launiſche und verdroſſene oder mit ſich ſelbſt zerfallene Menſchen, Wirthshaushelden und Müßiggänger, — alle dieſe kommen in ein Land der Oede und Verdammniß, und wenn ſie ſich nicht frühzeitig von Grund aus ändern, — und das geſchieht in der That bei manchem, — ſo haben ſie für ihre Lebtage mehr Aerger als Freude, ſie gehen vielleicht jämmerlich zu Grunde oder kommen doch zu wenig oder nichts, und kein Menſch hat Mitleiden mit ihnen. Wer alſo einen guten Freund hat, dem er nicht viel Unternehmungsgeiſt, Elaſticität, Arbeitsluſt, harte Sehnen und Ausdauer zutraut, ſehe er zu, wie er ihn hier feſthält und in der lieben Vaterſtadt zu Geſchäft und Frau verhilft; ſind beide auch nicht vorzüglich, in Amerika würden ihm jedenfalls noch viel weniger Reize blühen.

Illuſionen und Blockhäuſer.

Im Vorigen ſuchte ich das Leben in den Vereinigten Staaten im Allgemeinen anſchaulich zu machen. Mancher fühlt ſich durch dieſe und ähnliche Schilderungen abgeſtoßen, aber ich weiß recht gut, daß er ſich dadurch von der Auswanderung nicht abhalten läßt, wenn er ſich einmal längere Zeit mit dieſem Vorſatze getragen hat. Er denkt immer: was tauſend Andern geſchehen iſt, wird nicht grade auch mir begegnen, ich werde mich vorſehen. Hochfliegende Pläne habe ich nicht, ich weiß, was ich zu erwarten habe, und damit werde ich zufrieden ſein. Manche wollen eben nur ein kleines ſicheres Loos in Amerika, wie es auch der Handwerker und Bauer ſich ſchafft, ſie wollen Bäume umhacken und Neuboden pflügen, — nur heraus wollen ſie aus heimathlichen Verhältniſſen, in denen ſie ſich bedrückt fühlen. Aber auch dieſe täuſchen ſich in der Regel darin, daß ſie ſich auf die Dauer eine

ruhige nachhaltige Kraft im Arbeiten und Entbehren, eine Genügsamkeit und Selbstbeschränkung zutrauen, welche für immer festzuhalten man entweder ein guter Philosoph oder ein geduldiger, beschränkter Mensch sein muß. Jeder glaubt hier, er könne dort arbeiten; aber auf die Länge sich und die Familie mit ungewohnter Handarbeit zu ernähren, dazu gehört nicht bloß guter Wille, sondern ein eiserner Wille, und noch viel mehr wird dazu eine derbe rohe Körperkraft erfordert.

Es sind jetzt einzelne Lagen zu bezeichnen, in welche sich Deutsche aus den gebildeteren Ständen nach ihrer verschiedenen Neigung und Beschäftigung in Amerika versetzt sehen.

Am gewöhnlichsten ist die Illusion, welche man sich in Deutschland von dem amerikanischen Landleben macht. Die einfachen Blockhäuser sind zwar oft genug abgezeichnet, aber wenige stellen es sich deutlich vor, wie traurig und öde es ringsumher, und wie dürftig es inwendig aussieht. Die Blockhäuser nehmen sich auf den Bildern so nett, so idyllisch aus in Wald oder Prairie, man träumt sich hinzu den Zauber der jungfräulichen Natur, geheimnißvolle Urwälder, schäumende frische Waldbäche, lustige Jagd auf wilde Truthühner und Rehe in Fülle, und natürlich auch den goldenen Anblick weithin wogender Saaten, einen kleinen Garten mit Blumen und Gemüse, beladene Obstbäume, in der Nachbarschaft doch irgend einen oder den andern Bekannten, mit dem man freundlich und gesellig verkehrt. Der Deutsche hat ja einmal das poetische Talent, an seine Ideale zu glauben, und wenn sein Gemüth verwundet ist, sich mit edler Resignation in die Einsamkeit zu flüchten. Aber er denkt gar nicht daran, ob seine Sehnen und Muskeln hart genug sind für langjährige körperliche Arbeit, ob sein Geist, wenn er durch angere nicht heiter angeregt wird, für sich allein reich und kräftig genug ist, um seine täglich gewohnte Nahrung entbehren zu können. Jedenfalls, meint man, wenn auch einige Jahre voll Arbeit und Mühsal unvermeidlich seien, endlich würden sie sich doch durch ein Leben voll Fülle und Behagen belohnen.

Amerikanische Landwirthe.

Die amerikanische Landwirthschaft hat aber nichts Idyllenhaftes und am wenigsten lassen sich mit ihr Rittergutsideen verknüpfen. Der Farmer in den Vereinigten Staaten ist vor allen Dingen Handelsmann, er rechnet unaufhörlich, er thut nichts, als was gleich Geldeswerth ist, die Landwirthschaft ist ihm ein

Geschäft wie Handwerk oder Ladenhalten. Boden und Früchte sind in Amerika billig, die Arbeit aber theuer: dies beides macht den amerikanischen Landbau grundverschieden von dem europäischen. Es kommt in Amerika nur darauf an, das Fett des Landes möglichst schnell in Korn und Vieh zu verwandeln und beides möglichst schnell in Geld umzusetzen; man muß große Strecken Landes leicht und oberflächlich bearbeiten, weil nur von der Masse des Ertrages Gewinn zu hoffen steht. Zu feinerem Anbau, zu gemüthlicher Pflege und Verschönerung des Landes ist noch gar keine Zeit; wie froh wäre man, wenn man nur erst fahrbare Wege, und vor dem Hause einen in jeder Jahreszeit trocknen Platz hätte. Am allerwenigsten aber ist der amerikanische Farmer ein Mann, der zu deutscher Geselligkeit paßt. Der Farmer ist in den Vereinigten Staaten der Kern, die breite, tüchtige Grundlage der Bevölkerung. Der kennt die Amerikaner nicht, der sie bloß nach ihren Städten beurtheilt. Der amerikanische Farmer hat ein ruhiges Gefühl seiner Unabhängigkeit, durchweg einen Anstrich von mittlerer Bildung, er ist auch ehrlich und hilft dem Nachbarn gern: aber er ist trocken, kaltverständig, wortkarg. Politik und Handel, allenfalls auch ein guter Prozeß sind seine stille Leidenschaft, in den übrigen Dingen ist er das Urbild eines praktischen, aber grundprosaischen Menschen. Man muß und wird von ihm vielerlei lernen, aber seine Gesellschaft wird selten anders als recht langweilig erscheinen.

Man kann nun drei verschiedene Klassen unter den Deutschen, welche sich unter die amerikanischen Farmer hinsetzen, unterscheiden. Die erste Klasse ist bei weitem die zahlreichste und umfaßt diejenigen, welche mit höchstens ein paartausend Thaler tief in die Wälder und Prairien hineingehen, um ruhig und selbständig auf ihrer Farm zu leben. Zur zweiten Klasse rechne ich solche, welche mit mindestens 20,000 Thalern sich in der Nähe von großen Städten, Flüssen oder Kanälen ankaufen, um Landwirthschaft im Großen zu treiben. Eine dritte Klasse bildet sich aus den wenigen, welche nur einen Landsitz suchen, sonst von ihren Renten leben und sich zur amerikanischen Aristokratie halten wollen. Ueber diese wird später die Rede sein.

Farmer in den Wäldern und Prairien.

Die erste Klasse geht der Regel nach in die westlichen Staaten; wer sich in den östlichen mehr bevölkerten halten will, muß schon ziemlich viel Geld mitbringen oder in die von den

Städten und Verkehrswegen entfernt liegenden Stellen gehen, welche noch wenig angebaut sind, und dann ist seine Lage wenig besser als im Westen. Junge und kräftige Männer oder Aermere fangen wohl von wilder Wurzel an, schlagen mit Hülfe der Nachbaren die Bäume zum Blockhause nieder, roden ein paar Aecker aus und setzen die Holzzäune darum. Wer sich aber irgend sagen läßt, kauft sich eine schon eingerichtete Farm, auf welcher bereits das Blockhaus oder auch ein hübsches Bretterhaus mit einigen Schuppen steht und eine kleine Anzahl Aecker umzäunt und in Anbau genommen ist. Das Umhauen der Bäume, das Spalten derselben zu den langen Holzscheiten für die Zäune, das Umbrechen des Prairiebodens, das Pflügen zwischen Baumstümpfen und zahllosen Waldwurzeln, das Ausroden des immer wieder aufschießenden Gestrüpps, das, öftere Umharken der Maisfelder, das Mähen des Getreides, das alles ist und bleibt selbst für den deutschen Bauer die ersten Jahre hindurch eine furchtbar harte Arbeit im drückenden Sonnenbrande, man meint vor Ermattung umzusinken. Nur zu gewöhnlich stellt sich dabei das Fieber ein. Wenn das Land sumpfige Stellen hat, wenn man sich überarbeitet, wenn man sich nicht sorgsam genug schützt vor dem scharf einwirkenden Klima, wenn man Morgens oder Abends, wo die Erde ausdünstet, Fieberluft einathmet: wie bald ist dann die Krankheit da, welche zwar nicht tödtet, aber bis auf das Mark entnervt. Wie manchmal bin ich auf der Reise oder auf der Jagd in Blockhäuser gekommen, um ein Glas Wasser zu trinken, und fand dann die bleichen Kranken auf ihrem Lager, welche mich selbst darum baten, weil sie zum Aufstehen zu schwach waren. Besonders in den üppigsten Gegenden, in den Flußniederungen, findet man im Sommer kaum ein einziges Haus, welches vom Fieber verschont ist.

Aber gesetzt, der Ansiedler kommt mit einem leichten Fieberanfall davon, die kleinen Häuser sind fertig, Mais und Weizen in Blüthe. Ist man nun glücklich? Ja, wenn man zufrieden ist, daß man zu essen hat, sein eigener Herr ist, und einfach und natürlich lebt wie der Mensch im Anfang der Dinge. Es liegt wirklich in diesem Farmerleben ein eigener Reiz. Der Mensch mit seiner Familie ist selbständig; er verdankt täglich, was er bedarf, seiner Arbeit; weit dahinter liegen die Mühen und der Glanz und all' die tausend kleinen quälenden Rücksichten des civilisirten Lebens, in dem man zu ersticken meinte. Die Brust athmet auf in der Naturfrische, man wird seiner eigenen freien Kraft wieder

froh, der Ansiedler fühlt sich wieder als Mensch der Urzeit, dessen Verstand und Hände der Natur das Nothwendige abarbeiten müssen, er sieht sich nicht bloß dem Naturleben, auch den Hausthieren wieder näher gerückt. In der Nachbarschaft wohnen Menschen, welche durch die verschiedensten Schicksale hierher geworfen sind, der Graf lebt hier ganz auf gleichem Fuße mit dem, welcher früher taglohnte, jeder von ihnen hat seine merkwürdige Geschichte. Ist der Ansiedler nun geistesstark genug, um sein früheres Leben wie nicht dagewesen zu betrachten, gewöhnt sich ferner Körper und Gemüth an das höchst einfache, einsame und arbeitsame Leben: so bessert er langsam seine Umstände und ist zufrieden. Aber unter zehn, die in Deutschland unter den gebildeteren Klassen eine Stellung hatten, können das nicht neun, aus dem einfachen Grunde, weil der Mensch seine eigene Natur nicht ändern kann. Man hat die Schiffe hinter sich verbrannt, aber die Blicke wandern unwillkürlich immer noch hinüber zu dem verlassenen Gestade der Heimath mit ihren großen und kleinen Freuden und Leiden.

Betrachten wir nun näher die Lage solcher Familien. Woraus besteht die Nahrung? Morgens, Mittags und Abends aus gebratenem Speck und Maisbrod, Thee oder Kaffee; häufig fehlt Tage lang die Milch, weil keine Milchkuh zu finden oder keine sich will melken lassen. Frisches Fleisch und Geflügel ist eine wahre Seltenheit; auch Wildprett kommt äußerst wenig auf den Tisch, man hat nicht Zeit oder ist zu müde, um auf die Jagd zu gehen. Die Jagd ist in Amerika mehr ein Geschäft, das man erst lernen muß, als ein Vergnügen; an ein labendes Glas Wein oder Bier, an Wirthshäuser unterwegs, an fröhliches Jagdgelage ist gar nicht zu denken; man ist froh, wenn man nur schlechten Whiskey hat. Oft kann man auch Tage lang warten, ehe ein größeres Stück Wild angetroffen wird. Wohl aber muß die Büchse zur Hand sein, um Wölfe, Eichhörnchen, Rakoons und andere Thiere abzuhalten, welche dem Vieh oder den Saaten Schaden thun. Wie ist die Wohnung beschaffen? Die Blockhäuser bestehen aus einer einzigen Kammer, auf der einen Seite der Heerd, auf der andern das Bette, an den rohen Wänden Geräthschaften. Selbst wenn man ein besseres Haus hat, ist man darin nur nach der unmittelbaren Nothdurft eingerichtet, und was man braucht, muß man gleich zusammen haben für längere Zeit, bis man sich wieder aus einer Stadt oder durch einen Händler versehen kann. Das Ansiedlerhaus gleicht einem

Boot im Urwaldsmeere und muß mit dem Nöthigſten auf Monate hin ausgerüſtet ſein. Und nun die Beſchäftigung? Einen Tag wie den andern dieſelbe Einförmigkeit; man hat genug zu thun, um das Feld zu beſorgen, die Zäune im Stande, das Vieh von den Einbrüchen auf die Saaten zurückzuhalten, Stundenlang die verlaufenen Rinder und Säue im ſchwülen Waldicicht wieder zu ſuchen, das Vieh zu füttern, die Kühe zu melken, das Korn zur Mühle zu bringen, zu waſchen, Pferdegeſchirr zu flicken, rohes Hausgeräth mit Axt und Hobel zu verfertigen, und dergleichen. Nur hin und wieder kann man einen Helfmann bezahlen, weil ſonſt die Koſten dafür größer ſind als der Gewinn.

Wie ſieht ſich ferner die nächſte Umgebung an? Die wenigen beſtellten Aecker erſcheinen wie eine gelbe Inſel im dunkeln Walde; die dürftigen grauen Holzſchuppen, die häßlichen Zickzackzäune, die angebrannten Bäume, welche ihre dürren Aeſte zum Himmel ſtrecken, die ſchwachen Anfänge des vom Unkraut immer überwucherten Gemüſegartens, die kümmerlichen Obſtbäumchen, nach dem Regen in der Regel Moraſt vor dem Hauſe, — das alles läßt die Umgebung einer Farm noch auf lange Jahre hin wüſt und verwildert erſcheinen. Die Hühner ſind verſteckt im Kornfelde, die Heerden meiſt im Walde oder auf der Prairie. Der Farmer iſt wie vergraben, wie ein Gefangener im Walde. Es freut ihn die kurze Morgenfriſche mit dem Flattern und Schreien der Vögel, das glänzende Roth, welches die Abendſonne über die Baumgipfel ausgießt, des Nachts das dumpfe Rollen der endloſen Waldung, die majeſtätiſche Stille ringsumher. Dieſe amerikaniſche Waldnatur macht zuerſt den Eindruck wie ein Hochgebirge, der Menſch fühlt ſich befangen von der düſteren Hoheit. Aber ſehr bald wird dies unendlich öde und einförmig. Das Innere des Waldes hat keine ſingenden Vögel, keine lieblichen Blumenanger, wohl aber ein wüſtes Gewirr von grünen und modernden Bäumen, von Sumpflachen, Flechten und Pilzen, es herrſcht in dem tiefen Walde entweder naßkaltes Dunkel oder erſtickende Schwüle. Auf der Prairie iſt freilich die Ausſicht freier, aber der Holzmangel und das ſcharfe Wetter auf dieſen Ebenen genügen allein ſchon, ſie unwirthlicher zu machen als den Wald. Die wirklich ſchönen Stellen auf den Flußhöhen oder am Prairierande findet in der Regel der Einwanderer ſchon in Beſitz genommen. Endlich die Geſellſchaft? Tage und Wochen vergehen, ohne daß man jemand anders zu ſehen bekommt, als einen ſchweigſamen Nachbar.

Man ist froh, wenn einmal der Yankeehändler mit seinem Wägelchen vorfährt, oder ein junger deutscher Einwanderer anspricht, mit dem man ein besser Wort wechseln kann. Die guten Freunde und Bekannten wohnen entweder zu weit, oder sie haben nicht viel Lust und Muße, bloße Besuche zu machen. Was soll man ihnen auch vorsetzen? Unschuldige Milch, fuseligen Whiskey, oder wenn man ihn einmal haben kann, Cyder, bei dem man niemals warm wird. Die einzige Abwechselung ist, daß man Sonntags vielleicht in eine kleine Kirche in der Nachbarschaft, oder von Zeit zu Zeit in die nächstgelegene Stadt fährt, um seine Früchte abzusetzen und Kleidung, Geräth und Lebensmittel einzukaufen, oder daß man zu Zusammenkünften geht, wie sie bei Wahlen, größern Jagden, Nußsammeln, Blockhausaufrichten, Bettdeckennähen, Aepfelbuttermachen, Ahornzuckerbrennen und dergleichen hin und wieder vorkommen. Das reicht aber sicher nicht hin, um das einförmige Dasein belebter zu machen.

Welche Aussicht hat man nun vor sich? Keine andere, als langsam sein Vermögen zu verbessern, nämlich jährlich ein Stück Land mehr in Anbau zu nehmen, seinen Viehstand zu vergrößern, sein Blockhaus erst mit Mörtel auszuschmieren, später es mit Brettern zu verschlagen, und endlich sich ein schöneres Haus zu bauen, Scheunen anzulegen und Stallfütterung einzuführen. Geld ist bei der Farmerei nicht zu sammeln. Das Gewöhnlichste ist, der Ansiedler wohnt zuweit vom Markte, so daß die Kosten und Versäumnisse, welche mit dem Hinbringen der Früchte aufgehen, deren Ertrag verzehren. Wenn einer eine Woche lang deshalb von Hause sein muß, täglich mit seinem Gespann Auslagen hat: so kann er, da das Getreide so billig ist und er bei den schlechten Wegen auch nicht viel aufladen kann, nur wenig baares Geld erübrigen. Oft ist es ihm geradezu unmöglich, nur zehn Meilen weit durch die Wälder eine Ladung Korn zu fahren. Die beste Erndte ist werthlos, weil man sie nicht absetzen kann. Große Anstrengungen, die man gemacht hat, um einige Ladungen Weizen zu erzielen, werden auch häufig genug durch verwüstenden Regen, Fröste, Ungeziefer, Vieheinbrüche zu nichte. Wer einigemal solche Erfahrungen gemacht hat, giebt den Gedanken auf, für Feldfrüchte Geld zu erwerben und baut nur das Nothdürftige. Etwas bringt ihm dagegen die Viehzucht ein, da er darauf rechnen kann, daß die Gegend nach und nach bewohnter

wird und die neuen Ansiedler Vieh kaufen müssen. Soviel ist gewiß, wenn ein Farmer fleißig und haushälterisch ist und Krankheiten und andere Unglücksfälle ihn nicht zu arg mitnehmen, so hat er immer das Nothdürftige und kann nach zwölf bis funfzehn Jahren auf einen kleinen bäuerlichen Wohlstand rechnen.

Bis er aber so weit kommt, beschäftigen ihn noch andere Sorgen. Die Kinder wachsen heran, bei dem besten Willen kann man sie nicht regelmäßig unterrichten. Giebt es eine Schule in der Nachbarschaft, so ist sie kaum so gut wie unsere schlechten Dorfschulen. Man muß also die Kinder in die Städte schicken oder einen Hauslehrer halten, beiderlei Kosten aber kann der Farmer gar nicht bestreiten. Und nun gar die armen Frauen! Sie haben in Deutschland vielleicht in Gesellschaften geglänzt und was ist dort ihr Loos? Man kann es sich recht deutlich vorstellen. Ihre verfallenen Gestalten, die Muthlosigkeit und Unlust, welche sie zuletzt wider Willen ergreift, zeugen davon was sie leiden. Sie sind am empfindlichsten berührt von der unaufhörlichen Entbehrung all der tausendfachen kleinen Annehmlichkeiten des gebildeten deutschen Lebens, deren man hier sich nicht so bewußt ist, weil man ihrer von Jugend auf gewohnt war, und ohne welche man sich doch nicht wohlbefindet. Auch die Frau, welche mit heißer Liebe zu Mann und Kindern Charakterstärke und ruhigen Gleichmuth verbindet, hat in Amerika Noth, ihren Gang aufrecht und ihren Augen den frischen heitern Glanz zu erhalten. Die Amerikaner behandeln alle Frauen ohne Unterschied, auch die ärmlich gekleideten, mit ritterlicher Artigkeit, und wenn es wahr ist, daß man die Bildungsstufe eines Volkes danach abmessen kann, je nachdem es die Frauen hochachtet und viel Seife verbraucht, so stehen die Amerikaner allen andern Völkern voran. Aber trotzdem wird man in Amerika selten eine gebildete deutsche Frau finden, welche sich dort nicht in einem Lande der Verbannung fühlt.

Ich habe hier das Leben der großen Mehrzahl der gebildeteren Deutschen auf ihren Farmen ohne Schminke gezeichnet. Täglich Bauernarbeit zu thun, ohne ein ganzer Bauer zu sein, und noch dazu in einer halben Oede, unter fremdem Klima, und dabei in steter Angst vor dem Fieber zu leben; das ist wahrlich kein freundliches Loos. Es ist etwas besser, wo ihrer mehrere nahe zusammen wohnen. Aber auch dann hört der

anfängliche lebhafte Verkehr unter ihnen nach und nach auf. Die Arbeit, das Klima, die Oede des Waldes und der Prairie üben einen lähmenden Einfluß auf den Geist aus. Wer noch Geld und Muth genug hat, verkauft die Farm und zieht wieder in die Städte und fängt ein anderes Geschäft an. Wer das nicht mehr kann, der ergiebt sich mit männlicher Resignation in sein selbstgezogenes Loos, er verliert gemach die rege Lust am Denken und Streben, seine Bücher überziehen sich mit Staub, er wird matt, gleichgültig, und schweigsam wie die Waldöde. Es geht ihm wie so vielen in Amerika, endlich wird man der Verhältnisse gewohnt und verlangt nichts mehr. Aber unzählige dieser Männer sind untergegangen in ihrem bessern Selbst, ihr einziges Verdienst ist, den neuen Boden mit ihrem Schweiße gedüngt zu haben. Man denke nur, wie gern der Deutsche sinnt und schreibt, wie viele wissenschaftlich ausgezeichnete Männer in den amerikanischen Wäldern stecken, und wie außerordentlich wenig, wie fast gar nichts sie an geistigen Werken geliefert haben.

Farmrenten.

Man kann also von dergleichen Farmerideen nur entschieden abrathen. Manche deutsche Handwerker, welche in den amerikanischen Städten ein kleines Vermögen erworben haben, ziehen auf das Land, um ruhiger zu leben. Die Regel aber ist, daß sie nach einigen Jahren die Farm wieder verkaufen und in die Städte zurückkommen; das Farmerleben, sagen sie, habe viel Schönes, sei aber im Ganzen nicht zum Aushalten. Junge, unverheirathete Männer mögen dies Leben erst ein Jahr lang versuchen, es schadet ihnen nichts, sie werden aber viel dabei lernen; nur mögen sie sich hüten, ihr Vermögen gleich hineinzustecken. Wollen sie durchaus sofort selbständige Farmer werden und sich nicht dazu verstehen, was jedenfalls das Klügste ist, eine Zeit lang bei einem anderen Farmer in Dienst zu gehen, so würde ich ihnen vorschlagen, erst eine kleine Farm zu renten. Dazu genügt eine Auslage von 50 Dollars, das übrige mitgebrachte Geld legen sie derweile sicher an auf Zinsen. Es finden sich nämlich, sobald man nur aus den Städten heraus ist und tiefer ins Land kommt, größere oder kleinere Plätze, die man in Pacht erhalten hat. Der Eigenthümer übergiebt dem Pächter das Land mit zugehörigem Blockhaus, Vieh, Ackergeräth, Brod- und Saatkorn zur alleinigen Bebauung. Als Zins

wird in der Regel die Hälfte des Ertrages an Früchten und Vieh gegeben, seltener nur ein Drittel. Der Pachtvertrag selbst wird gewöhnlich nur auf ein Jahr geschlossen; pachtet man auf mehrere Jahre, so sind auch die Bedingungen für den Pächter vortheilhafter. Bei Rückgabe der Farm muß der Pächter die Felder, das Haus, Korn, Vieh und Geräth in demselben Zustande wieder abliefern, in welchem er es übernommen hat.

Farmereilernen.

Auf solche Weise ist der Ankömmling vor Verlust sicher und lernt die Farmerei selbst kennen. Dies ist aber so nöthig, daß man demjenigen, welcher mit unbezwinglichen Farmergedanken nach den Vereinigten Staaten geht, nur die einzige Regel geben kann: „lerne erst eine Zeit lang die Landwirthschaft in Amerika durch eigenes Mitarbeiten.“ Nur dadurch, nicht bloß vom Zusehen und Zuhören, findet sich der Ankömmling auf die schnellste und nützlichste Weise in den amerikanischen Landbau hinein, und vergißt, was er in Deutschland zu viel gelernt hat. Die amerikanische Landwirthschaft wird ihm neu und ungewohnt genug vorkommen. Werkgeräth, Klima, Boden, Ueppigkeit des Korns, Wildheit des Hausviehes, macht die Arbeit viel schwieriger und erfordert ganz andere Handgriffe als in Deutschland. Zu lernen sind ferner nicht nur die Kennzeichen des gesunden Landes mit gutem Wasser, des fruchtbaren Landes mit dem nöthigen Holzwuchs, des wohlgelegenen Landes mit den erforderlichen Absatzwegen, sondern auch der Geschäftsgang im Allgemeinen und insbesondere bei dem Kaufe aus zweiter Hand. Die Erfahrungen und Kenntnisse, welche man sich auf solche Weise sammelt, sind zehnmal mehr werth, als das, was einer sich erwerben könnte, wenn er die Zeit hindurch gleich für sich arbeitete. Vielmehr wird man diese Lehrzeit später als Gewinnzeit betrachten. Ein junger Mann verdinge sich also nur gleich als Mitarbeiter, er wird anständig behandelt und gut bezahlt; die Arbeit wird ihm Anfangs hart ankommen, aber er wird schon sehen, ob er sie aushalten kann. Ein Familienvater, der für das Unterkommen der Seinigen zu sorgen hat, ist freilich genöthigt, bald sich anzukaufen, damit die Farm die Familie ernähre. Aber auch er thut wohl daran, wenigstens erst ein paar Monate gehörig zu lernen; denn es ist unmöglich, daß er aus Büchern oder mündlichen Berichten dasjenige erfährt, was ihm

die eigene Anſchauung darbietet, er ſpart ſich dadurch für die ſpätere Zeit Geld, Mühe und Verdruß.

Neuſiedlerrecht.

Mancher aber wird durch ſeinen Ueberdruß an der Civiliſation gleich weit gegen Weſten getrieben, wo die noch unverfälſchte Natur ihn heilen ſoll. Ein Unterkommen, welches ihm nur ein paar hundert Dollars Auslage macht, und von dem er ſich, wenn er wachſam iſt, nach einiger Zeit ohne Schaden wieder losmachen kann, findet er, indem er von einem der Squatters, welche auch ſonſt wohl den Ehrennamen der Pioniere der Civiliſation führten, mit einem Blockhauſe und der Frucht ein eigenthümliches Anrecht auf das Land kauft, worauf ſie ſtehen. Weil das Squatterrecht ein kleines deutliches Stück von dem Leben und Treiben in den noch dünn beſiedelten Gegenden iſt, ſo möge es hier näher erwähnt werden. Eigenthümer des noch unverkauften Landes im Weſten iſt die Union, die Bundesregierung läßt das Land vermeſſen, und von Zeit zu Zeit in regelmäßigen Partien, dann dieſe, dann jene Strecke zum öffentlichen Verkauf ausſetzen; was dabei nicht verkauft wird, kann jeder ſpäter zu 1¼ Dollar den Acker haben. So leicht nun auch ſolches Land zu erwerben iſt, ſo wird dennoch eine große Menge von Ackerſtücken beſiedelt, gekauft und verkauft, ohne daß die Regierung dafür ihren Kaufſchilling erhielt. Die rege Freude an neuem guten Lande, die Unluſt zu warten, bis es in den Markt kommt, Dürftigkeit, und insbeſondere die alte Gewohnheit des Vorſiedelns hat eine Unzahl von Leuten hervorgerufen, welche ſich mit ihrer Familie friſchweg auf noch unverkauftes Land niederſetzen, ſobald es ihnen gefällt. Sie ſind immer in Bewegung und ſuchen und ſchauen aus, und wo ſie ein vortreffliches Ackerſtück aufpicken, da machen ſie ihren Claim (Rechtsanſpruch) darauf, d. h. ſie brechen einen Acker um und legen ein paar Stämme zu einer Art von Blockhaus zuſammen. Meiſt aber bauen ſie ſich dann eine ordentliche Farm und züchten Vieh an. Die Bundesregierung begünſtigte früher dieſe Leute, und thut auch noch jetzt nichts zu deren Vertreibung, ſondern ſucht ihnen vielmehr den Ankauf des von ihnen angebauten Landes möglich zu machen. Denn ihr iſt nicht mit großen Grundeigenthümern oder beſitzloſen Tagelöhnern und Herumſtreichern, ſondern mit einer Menge ſelbſtändiger kleiner Landbeſitzer gedient. Dieſes höheren politiſchen Vortheils we-

gen und nicht blos, weil die Menge der Ansiedler den Preis des Landes erhöht, läßt man die Hocker gern in Ruhe. Zu ihren Gunsten besteht das Vorkaufsrecht. Kommt nämlich das Land, worauf der Hocker sitzt, in den Markt, so muß er vor oder an dem Tage der Versteigerung auf dem Landamte eidlich erhärten, und zwar mit Unterstützung eines Zeugen, daß er auf dem Lande einige Furchen gezogen und eine Hütte errichtet habe, und daß er auf kein anderes Land denselben Anspruch mache (nirgends mehr noch einen zweiten Claim habe). Dann bleibt das Vierzig-, Achtzig- oder Einhundertzwanzig-Ackerstück, denn mehr wird keinem Hocker bewilligt, aus dem Verkaufe, und er hat jetzt das alleinige Recht, es binnen einem Jahre mit 2 Dollars den Acker an sich zu kaufen. Dies Vorkaufsrecht geht nicht immer nach denselben Bestimmungen, und wird, wo eine Gegend von Käufern häufiger besiedelt wird, meist aufgehoben.

Der Hocker bekümmert sich übrigens nur im Nothfalle um Erlangung des Vorkaufsrechts. Nachdem nämlich das Jahr verflossen ist, kann jeder das Land wieder zum gewöhnlichen Preise von 1¼ Dollar haben, also auch der Hocker selbst. Er wartet daher ruhig, bis er es ohne Anstrengung bezahlen oder vortheilhaft einem Andern abtreten kann. Es kommt nur darauf an, daß es ihm inzwischen keiner vorweg kauft. Dies zu verhindern, besteht nun in den erst neu in Angriff genommenen Gegenden ein eigenthümliches Recht und Gericht der öffentlichen Meinung, auch Clublaw, Genossenrecht, genannt. Als die ersten Siedler in die unermeßlichen Wälder und Prairien vordrangen, war weder Jemand, von dem sie das ansprechende Land kaufen konnten, noch ein vom Staate bestellter Richter da, der sie in ihrem Eigenthume geschützt hätte. Sie machten daher unter sich selbst eine Rechtsregel, welche ihnen Natur und Vernunft an die Hand gab, daß nämlich derjenige, welcher ein Grundstück zuerst in Besitz nehme, und ein Zeichen davon hinterlasse, z. B. eine Zweighütte mit einem Feuerplatze davor, oder das Fällen, Abringeln oder Anhauen einiger Bäume, — dies Land als sein stätiges Eigenthum habe, daß aber keiner mehr Land auf solche Weise sich aneignen könne, als für eine Familie an Fruchtfeld, Viehweide, Holz- und Jagdgrund hinlänglich sei. Wo nun ein habgieriger oder roher Mensch dies Gesetz übertrat, oder durch Viehdiebstahl, Raub oder Mord gefährlich wurde, oder seine Familie wie ein Wütherich behandelte, da besprach sich die

Nachbarſchaft darüber, ließ ihm dann und wann eine derbe Warnung zugehen, und wenn das Ding ſich nicht änderte, traten die Männer zuſammen, beſchloſſen, was mit dem Friedensbrecher zu thun ſei, und nach Umſtänden trieben ſie ihn aus, ließen ihn auf einem Zaunpfahl reiten, betheerten und befederten ihn, oder hingen ihn auch wohl am nächſten Baume auf. Dann hatte Richter Lynch geurtheilt und vollzogen. Als den Vorſiedlern nach und nach das geordnete Staatsweſen nachfolgte, mußte es mit ſeinen Geſetzen und Richtern jenes Genoſſenrecht in dem, was dadurch einmal Thatbeſtand geworden war, beſtätigen und konnte auch nicht verhindern, daß jene Clublaw noch immer mitſpielte. So iſt es denn noch jetzt unter den Farmern in einer dünn beſiedelten Gegend Recht und Geſetz, hier lebhafter, dort ſchwächer: daß jeder Mann 160 Acker noch freien Landes, wenn er ſich darauf anbaut, in Anſpruch nehmen darf, und im ruhigen Beſitze behalten ſoll, bis er im Stande iſt, das Land zu kaufen.

Würde daher Jemand das Land eines ſolchen Mannes auf dem Landamte kaufen und nun daher kommen, um den Beſitzer auszutreiben: ſo wäre er geſetzlich zwar dazu berechtigt, aber er würde wahrſcheinlich keinen Konſtabler finden, der ihm dazu verhülfe. Und ſetzte er ſich dennoch durch Gewalt oder ſchlechte Künſte in den Beſitz, ſo könnte er gewiß ſein, die Nachbarn würden ihn als einen Räuber anſehen, des Nachts ihm wohl einmal eine Kuh niederſchießen, und, wenn er auch ein paar Meilen vom nächſten Hauſe entfernt wohnte, ihm dennoch das Leben ſo leid machen, daß er aufpacken und wieder wegmüßte. Anders ſtände die Sache ſchon, wenn er nur einen Theil des von dem Squatter beanſpruchten, aber noch wilden Landes in Kauf und Anbau nähme, oder wenn er ſelbſt große Strecken kaufte und nun noch auf angrenzende Stücke ſeinen Claim machte. In allen ſolchen Fällen würden die Nachbarn bald Entſcheidung machen und durchſetzen. Der, welcher ſich beeinträchtigt glaubte, würde bei einigen umhergehen und klagen, einer ſagte es dem anderen, ſie kämen zuſammen, unterſuchten die Lage der Sache, machten ihren Spruch, und würden dem in ihren Augen Ungerechten die Weiſung zugehen laſſen, er ſolle ſich mit ſeinem Gegner gütlich abfinden oder ſie ſähen ihn nicht mehr als Nachbar an, und er möge ſich ſelbſt zuſchreiben, was daraus folgen werde. Man kann in allen Fällen ſicher ſein, daß, wenn nicht etwa eine ſeltene perſönliche oder natio-

rale Abneigung die Oberhand behält, jenes Farmerurtheil auf ächt menſchliches Recht gegründet iſt. Dieſe Männer wollen nicht, daß Jemand Geld mache und ein rechtlicher Mann darunter leide. Sie geſtatten z. B. Jedermann, wenn er vierzig oder achtzig Acker kauft, auf noch eben ſo viel vom angrenzenden Lande ſeinen Claim zu machen, wenn es ihm zur Viehweide nützlich iſt, oder er es ſpäter noch zu bebauen denkt. Niemand wird es ihm auf dem Landamte vorweg kaufen. Wenn er ſich aber mehr nähme, als er ſelbſt billiger Weiſe braucht, um es etwa ſpäter zu verkaufen — eine Art Geld zu machen, auf welche einige deutſche Anſiedler gierig genug ſind — oder er hätte das Geld, um das beanſpruchte Land zu kaufen, ſteckte das Geld aber in den Handel: ſo würden die Farmer den rechtlichen Ankäufer oder Squatter gegen ihn unterſtützen und dieſem nur auferlegen, dem Anderen die Koſten der etwa bereits gemachten Anlagen zu bezahlen. Ein anderer Fall. Es kauft Jemand wirklich gleich eine große Strecke Grundbeſitz und an einem Ende deſſelben niſtet ſich ein Squatter ein. Wenn nun der Eigenthümer den Nachbaren nicht beweiſen kann, daß er das ganze Land zu großen und der Gegend nützlichen Anlagen brauche, ſo iſt ihm nicht zu rathen, den Hocker auszutreiben, ſondern nur, ihn dazu zu vermögen, einen jährlichen Grundzins zu entrichten; denn ohne dieſen, wodurch der Hocker zum Pächter würde, könnte leicht ein fünf- oder zehnjähriger Beſitz, den der Konſtabler nicht unterbräche, den Hocker durch Verjährung zum Eigenthümer machen.

Auf ſolche Art durch das alte Genoſſenrecht geſchützt, behalten die Claimer in der Regel ihre Farm, bis einer kommt, der ſie ihnen abkauft. Man ſieht daher dort, wo das meiſte Land noch dem Bunde gehört, bereits eingerichtete kleine Farmen, welche zum niedrigen Preiſe von 300 bis 500 Dollars angeboten werden und in der Regel gutes Land haben. Kauft man eine ſolche Squatterheimath, ſo kann man lange und ungeſtört genug darauf hauſen, um ſich an dem reinen Athem der Natur ſatt zu trinken, und zu erproben, ob es eine aushälteriſche Speiſe iſt.

Guter Rath zu einer erträglichen Exiſtenz.

Uebrigens möchte man gerade den meiſten, welche vor der Kultur in die Waldnacht oder in die öden Prairien flüchten, rathen, ſich doch ja nur recht nahe bei der amerikaniſchen Ci-

vilisation zu halten, so wenig einladend sie auch in manchen Dingen für solche zerrissene Gemüther ist. Nicht in der Unterwelt, wie einmal ein deutscher Ansiedler das lautlose Leben in den dunkeln Urwäldern eigenthümlich genug nannte, finden sie Vergessen und neue Kräfte, sondern in einer einträglichen Beschäftigung, welcher sie gewachsen sind und die sie mit dem lebhaften amerikanischen Verkehr in Verbindung setzt.

Ich denke mir nun einen Familienvater aus den mittleren Ständen, dem die Sorge um eine zahlreiche Familie oder die Zerrüttung seines Ansehens und Vermögens den längern Aufenthalt in Deutschland unerträglich macht. Ein solcher mag noch etwa 5000 Thaler nach Amerika mitbringen und für diese Summe kann er sich, fern von seinen früheren unangenehmen Verhältnissen, in den Vereinigten Staaten eine einfache und sorglose Existenz gründen, wenn er es etwa in folgender Weise anfängt.

Er gehe erst allein hin mit seinen erwachsenen Söhnen, und zwar sofort nach einer größeren oder mittleren Stadt im Westen, welche gesund und freundlich gelegen ist. Muß er gleich die ganze Familie mitnehmen, so miethe er sich erst ein kleines Haus mit Gärtchen in einer Vorstadt und schaffe sich für dasselbe die nothdürftigste Einrichtung an. Im ersten halben Jahre thue er nun geradezu nichts Anderes, als daß er erst zu lernen sucht, wie er sein mitgebrachtes Vermögen sichere und überhaupt erst Fuß fasse im amerikanischen Geschäftsverkehr. Letzterem kann sich nur der entziehen, welcher in der äußerst seltenen Lage ist, blindlings einem andern Manne sein Vermögen anvertrauen zu können. Bei der Wahl jener Stadt wird er auch das in Anschlag bringen, ob in derselben oder in der Nachbarschaft ein paar ehrenwerthe Bekannte wohnen. Eine solche Stadt auszufinden, möchte jetzt nicht mehr schwer halten, da es in Deutschland fast keine größere Familie mehr giebt, die nicht einige ihrer Angehörigen oder näheren Freunde in Amerika wohnen hätte. Jedenfalls suche sich der Ankömmling an einige brave Männer in jener Stadt Empfehlungsbriefe zu verschaffen. Auf solche Weise wird er gleich in den ersten Tagen mit einigen Kaufleuten oder Advokaten bekannt, die Vertrauen verdienen, und erfährt, welches Handelshaus so sicher steht, daß er ihm Vermögen vertrauen kann. Ausgebreitete und glänzende Geschäfte eines Kaufmanns verbürgen noch keineswegs dessen Sicherheit, gar oft ruht in Amerika ein vornehmes Handelshaus auf wurmstichigen

Säulen. Einem sichern Hause aber gebe der Ankömmling den größten Theil seines Geldes auf 7 bis 8 Prozent Zinsen, und zwar gegen Hypothek oder die Bürgschaft von zwei ansässigen Männern. Den andern Theil des Geldes trage er auf die Bank, welche ihm zwar keine Zinsen zahlt, aber es ihm jeden Augenblick in größeren oder kleineren Summen bereit hält.

Nun theile er seine Zeit in Studium der englisch-amerikanischen Sprache, Zeitungen und Literatur, gehe täglich und unausgesetzt in die Gerichtssäle und in die ebenfalls öffentlichen Amtsstuben der Friedensrichter und lerne dort, wieviel man in Amerika zu wissen nöthig hat, um bei Käufen, Schuld- und Pfandverträgen, Prüfung der Eigenthums- und Besitzrechte, Nachschlagen in den Hypothekenregistern, Klagen und Prozessen nicht betrogen zu werden. Zu gleicher Zeit suche er mit dem Gange und dem Ineinandergreifen des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe sich bekannt zu machen, besuche die Fabriken, Mühlen, Brauereien, Märkte, Werften und lerne die Absatzwege der Produkte kennen. Nachdem er in dieser Art etwas einheimisch geworden, mache er seine gelegentlichen Spazierfahrten in die nächsten zehn Meilen um die Stadt und suche sich, ohne aber die Absicht zu kaufen irgendwie merken zu lassen, ein für ihn passendes Gütchen aus, welches zu seinen Zwecken paßt, gesunde Luft und einen auch im Winter trockenen Weg zur Stadt hat. Dieses kaufe er später an und lasse es wohnlich und zu seinen Zwecken einrichten. Keinerlei Art von Kontrakt mit dem Verkäufer oder einem Werkmeister schließe er aber ohne einen kundigen vertrauenswerthen Advokaten.

Zinsen und ein Gütchen.

Das Einfachste und Sicherste ist nun, wenn er sich so einrichtet, daß er von seinem kleinen Kapitale und dem Ertrage von fünf bis sieben Aeckern lebt, welche um sein Haus liegen. Er kauft sich Pferd und Milchkuh, macht einen Acker zum Garten und das übrige Land zum Kartoffelfelde, zur Wiese und zur Sommerweide für das Vieh. Vielleicht läßt er auch noch ein paar Aecker mit Weizen und Maiskorn bestellen. Seine Zinsen werden ihm so viel einbringen, daß er eben anständig leben kann. Er lernt nach und nach sein Geld auf höhere Zinsen oder durch Ankauf eines wohlgelegenen Grundstücks an einem befahrenen Wege oder Flusse oder eines Bauplatzes in der Stadt anzulegen; Grundstücke der Art steigen in der Regel sehr bald im Werthe.

Vielleicht kauft er auch eine kleine Farm, welche er verrentet. Den meisten Ertrag bringt es ihm, wenn er kleine Summen von 50 Dollars auswärts gegen Verpfändung von unbeweglichem oder beweglichem Eigenthum ausleiht. Das Geld ist in Amerika die gesuchteste Waare und es werden gern 15 bis 20 Prozent Zinsen für ein kleines Kapital gegeben, weil damit zur passenden Zeit vielleicht das Zwanzig- und Funfzigfache zu gewinnen ist. Beschäftigung des Tages über muß er sich dann im Garten, im Hause, in der Literatur verschaffen. Hat er Geschmack an dergleichen, so gewähren ihm die Vereine und Verbrüderungen, ihre pomphaften Aufzüge, die vielerlei Versammlungen und Zweckessen, das Getriebe bei den Wahlen, hin und wieder ein Geschäftchen Unterhaltung. In der Stadt oder Nachbarschaft finden sich doch einige Bekannte, bei denen man des Abends eine Partie Whist spielt; zu Zeiten macht man Nachmittags im Wägelchen eine kleine Spazierfahrt in die Nachbarschaft oder des Winters eine Schlittenfahrt. Der Bedienung muß man freilich entsagen, höchstens kann dann und wann ein Helfmann gemiethet werden. Dies Leben bleibt im Ganzen einförmig und unbedeutend, man könnte es sich mit demselben Gelde in mancher schönen Gegend Deutschlands ohne Vergleich angenehmer schaffen, aber freilich, dann wäre man nicht in Amerika und hätte mehr Sorge um die Kinder. Die Töchter sind im Umsehen verheirathet, die Söhne mit dem zwanzigsten Jahre selbständig, und das macht sich in Amerika alles von selbst, ohne daß es die Eltern viel Nachdenken kostet.

Kosthaushalten.

Eine Familie, die mehr Gesellschaft wünscht und etwas Einnahme ohne die Unruhe eines größern Gewerbes, findet sich auch vielleicht veranlaßt, ein Kosthaus (Boardinghouse) aufzuthun. Für einen Wochenpreis wohnen Einzelne, auch wohl einmal eine Familie, in solchen Häusern auf einfach eingerichteten Stuben und nehmen die regelmäßig dreimal des Tages stattfindende Mahlzeit im gemeinschaftlichen Saale. Dieser ist dann auch, insbesondere des Abends, der gewöhnliche Versammlungsort für die Bewohner des Hauses, so daß sich zu Zeiten darin eine ansprechende Geselligkeit entwickelt. Bessere deutsche Kosthäuser sind noch selten, sie würden sich, jedoch nur in großen Städten, rentiren, wenn sie von einer gebildeten Familie gehalten werden, die sorgsam auf des Hauses guten

Ruf achtet und ſich von zahlreichen Freunden deſſelben Gäſte zuführen läßt.

Will Jemand aber eine ſtändige mehr oder weniger landwirthſchaftliche Beſchäftigung, die ihm zugleich von Jahr zu Jahr etwas einbringt, ſo möge er unter dem Folgenden wählen.

Weinbau.

Das Freundlichſte und vielleicht auch Einträglichſte iſt die Anlage und Pflege eines Weinbergs. In der Umgegend von Cincinnati am Ohio und bei Hermann am Miſſouri beſteht bereits ein blühender Weinbau. Das Gewächs iſt vortrefflich und wird ohne Zweifel noch eine neue berühmte Reihe von Namen auf die Weinliſten bringen. Jetzt kann noch nicht ſoviel erzeugt werden, als von den Deutſchen weggetrunken wird, den Amerikanern iſt dieſer Wein noch zu ſauer. Erſt nach längeren Verſuchen haben unſere Landsleute in Amerika die Weinproduktion gelernt. Die aus Europa oder vom Kap her verpflanzten Reben gedeihen nur kümmerlich, und man meinte ſchon alle Hoffnung aufgeben zu müſſen, als die einheimiſche wilde Rebe, insbeſondere die Catawba und Iſabelle, ſodann Roancke und Blandsfox Traube, ſich vorzüglicher Veredelung fähig zeigte. Die häufige, anhaltende Dürre und Sonnengluth und dann wieder ein Wechſel von heftigſten Gewittern und kalter Luft ſchaden viel, indeſſen hat die Erfahrung gezeigt, daß es Stellen giebt, wo der Wein dennoch gedeiht. Wer zu dieſem Erwerbszweige Neigung hat, der gehe gleich nach Cincinnati oder Hermann und lerne erſt gründlich. Dann kann er ſich mit etwa 3000 Thalern ankaufen und die erſte Einrichtung und die Lebensmittel für die erſten zwei bis drei Jahre beſtreiten. Am Ohio von Cincinnati abwärts, am Miſſouri in den obern hügeligen Uferlanden, am obern Miſſiſſippi und an andern Flüſſen im Weſten giebt es noch viele zum Weinbau wohlgelegene Plätze, die billig zu erſtehen ſind. Die erſten beiden Jahre koſtet es viele Arbeit und Auslage, iſt der Boden aber endlich vom Unkraut rein und ſind die Reben in Laubengängen aufgebunden, ſo iſt zwar noch eine unaufhörliche, aber doch nur leichte Arbeit nöthig, bei welcher die Kinder ſich ſehr nützlich machen können. Aus dem Verkaufe der Trauben und insbeſondere der Setzlinge läßt ſich gleich in der erſten Zeit ſicher Geld machen. Man muß aber, um dergleichen, ſowie den Wein ſelbſt immer gut abſetzen zu können, in der Nähe einer

größern Stadt bleiben, und wage sich überhaupt nicht in Gegenden, in welchen der Weinbau sich noch nicht erprobt hat.

Gärtnerei.

Eine nicht angreifende Beschäftigung, welche etwas abwerfen kann, ist ferner Kunstgärtnerei und Gemüsebau in der Nähe einer größern Stadt. Topfblumen und exotische Gewächse werden die Mühe nicht immer belohnen, desto eifriger aber werden junge Obstbäume, Rosenstöcke und feine Gemüse verlangt. Früher konnte man selbst in den großen Städten des Westens nur noch die rohesten Früchte haben, Pumpkins, Gurken und Mais spielten die Hauptrolle auf dem Gemüsemarkte. Durch die Pennsylvanier und eingewanderten Deutschen sind auch dort die feineren Gemüse eingeführt und werden gut bezahlt. Die Anlage großer Gärten und Baumschulen nahe bei den rasch aufwachsenden Städten erfordert nicht viel Kapital und belohnt sich sicher. Der Anfang ist hart, denn das Unkraut wuchert förmlich, die Erde scheint mit lauter Unkrautsamen gedüngt zu sein, wo man heute gätet, ist es über acht Tagen wieder dicht grün. Dann kommen der Sonnenbrand und die furchtbaren Sturzregen, welche die zierlichen Beete durchfurchen und verschwemmen, wenn diese nicht mit Brettern eingefaßt sind. Endlich ist eine unbeschreibliche Menge kriechenden, laufenden und fliegenden Unzeugs da, die Maulwürfe und Mäuse wühlen in ihren Löchern, die Vögel und Eichhörnchen erquicken sich gar gern an den saftigen Früchten und Körnern. Nach zwei Jahren Arbeit wird man indessen seinen Garten dennoch gesichert und einträglich haben.

Milchwirthschaft.

Vielleicht sieht auch Einer seine Rechnung dabei, nahe bei einer Stadt eine größere Milchwirthschaft anzufangen. Milch, Butter und Käse sind drei Sachen, deren jede amerikanische Haushaltung in Menge verbraucht. Den ganzen Tag über fahren die leichten Milchwagen in die Stadt ein mit ihren großen Blechkannen, klingeln vor den Häusern und messen in die dargereichten Gefäße. Es fragt sich nur, wenn Jemand eine Milchwirthschaft anlegt, ob er selbst die Milch durch die Stadt verfahren und mit Frau und Töchtern buttern und Käse machen will: Leute kann er erst darauf halten, wenn das Geschäft im guten Gange ist. Milch- und Käsewirthschaften im

Großen kann er auf der Reise von Newyork landeinwärts bei den Deutschen am Mohangk sich besehen.

Holzhandel.

Auch dieser ist ein Geschäft, zu dem es weder bedeutender Kapitalien, noch besonderer gewerblicher Kenntnisse bedarf. Die erste Schwierigkeit besteht nur darin, den rechten Platz dafür auszufinden. In den vielen kleinen Städten, an den Flüssen, Kanälen und Seen sind aber solche Plätze anzutreffen, wo gutes Bau- und Werkholz billig anzukaufen und zu transportiren ist. Dasselbe findet dann immer Absatz, da an unzähligen Orten soviel Holz in Wohnungen und Blockhäusern, Fahrzeugen und Maschinen verbaut wird, in einigen Gegenden auch die Nacktheit der Prairien, in anderen die übergroße Holzverwüstung früherer Zeit den Holzmangel fühlbar macht. Eine Sägemühle, wenn man das Glück hat, an einen Bach mit Gefälle zu kommen, ist die einfachste und einträglichste Anlage, da zum Bau der Wohnungen Ständer, Bohlen, Bretter, Latten und insbesondere Schindeln zum Dachdecken fast überall in Menge verlangt werden.

So wird es noch mancherlei Geschäfte in Amerika geben, bei denen sich auch ein solcher, der hier kein Gewerbe lernte, gut stehen kann. Sitzt Jemand nur erst in einer Gegend mit einem solchen Geschäfte fest, so wird er allmälig mit demselben weiter greifen, und wie die Gegend an Bevölkerung und Gewerben zunimmt, dehnt sich nicht allein sein Geschäft, sondern auch sein unternehmender Geist aus. Das ist überhaupt eine Regel, welche von älteren Einwanderern gegeben wird, die schon längere Zeit das Land kennen: Wer einen irgendwie einträglichen Platz gefunden hat, der gebe ihn ohne Noth nicht wieder auf. „Ein rollender Stein setzt kein Moos an," sagt der Amerikaner.

Farmen im Kleinen.

Wer endlich hauptsächlich bei der Farmerei bleiben will und kein großes Kapital hat, der suche möglichst nahe bei einer Stadt eine kleine Farm sich zu erwerben und auf derselben sich nicht sowohl auf das Erzeugen von Produkten im Großen, als auf die Menge der kleinen Erträgnisse der Landwirthschaft zu verlegen, welche täglich auf dem Markte verkauft werden können. Gerade für Amerika gilt es, daß der Landwirth aus diesen

kleinen Sachen am erſten und gewiſſeſten Geld machen kann, ſobald er in der Nähe von Städten wohnt. Dieſe Städte ſchießen raſch in die Höhe, und alle ihre Einwohner wollen gut eſſen; auch der ärmſte Handwerksmann und Tagarbeiter hat täglich daſſelbe auf dem Tiſche, was der Reiche hat, nur nicht in ſo vorzüglicher Qualität und einfacher zubereitet. Jeden Tag iſt offener Markt und womit auch der Landwirth auf demſelben ausſteht, er findet Kaufer dafür. Da macht er Geld aus jungem Vieh, Wolle, Honig, Butter und Käſe, insbeſondere auch aus Geflügel und Eiern. Ferner wird allerlei Obſt, Pfirſchen- und Apfelmuß, Cyder, Stachelbeer- und Johannisbeerwein, ſo wie jedes Gemüſe immer gut bezahlt. Das Obſt, welches einen feinen gewürzhaften Geſchmack hat, will freilich noch nicht recht gedeihen, der amerikaniſche Boden erzeugt lieber Obſt in Maſſe, welches mehr Saft und Fleiſch, als Geſchmack hat. Doch iſt kein Zweifel, daß ſich Obſt von den vorzüglichſten Arten überall erziehen läßt, wenn man ſorgfältig und jedes Jahr mit neuen Verſuchen vorangeht. Der Farmer, welcher einmal in der Nähe einer nicht ganz unbedeutenden Stadt ſich angekauft hat, und Erzeugniſſe ſolcher Art regelmäßig zu Markte führt, kann nicht verderben und wird ſeine Umſtände mit jedem Jahre verbeſſern. Er kann ſich wirklich nach und nach eine niedliche Farm einrichten und ſpäter vielleicht zu größeren Unternehmungen übergehen. Wohnt er etwas weiter von der Stadt, ſo legt er auch vielleicht einen kleinen Kaufladen an, aus welchem die Nachbarn die täglichen Haushaltungsbedürfniſſe holen können, oder er verbindet mit der Farmerei Gaſtwirthſchaft, wozu eine Kammer mehr und eine Vergrößerung des Stalles hinreicht, und ohne daß der Betrieb dieſes Geſchäftes Tags über Zeit erfordert.

Farmen im Großen.

Man ſieht nun ſchon aus dem Vorigen, daß die poetiſchen Farmeridеen für denjenigen, der in Amerika mit Frau und Kind erträglich leben will, ſich auf kleine bürgerliche Geſchäfte reduziren. Es ſind aber jetzt auch noch diejenigen in's Auge zu faſſen, welche hier in Deutſchland die Oekonomie gelernt haben und nun in den Verein. Staaten die Landwirthſchaft im Großen zu treiben denken, dazu auch ein baares Kapital von wenigſtens noch 20,000 Thlrn. gleich flüſſig haben. Man kann ihnen keineswegs vorherſagen, daß ſie ihre Zwecke der Wahrſchein-

lichkeit nach erreichen werden. Im Gegentheile, auf so sichern Füßen der kleine Farmer steht und so gewiß er langsam vorwärts kommt, ebenso unsicher sind die Aussichten für den deutschen Einwanderer, der in den Vereinigten Staaten eine ausgedehnte Morgenzahl in Anbau zu nehmen gedenkt. Er vor allen hat sich in die Lösung des Problems hineinzufinden, bei theurer Arbeit und billigen Erzeugnissen Gewinn zu schaffen. Wo sind in Amerika die Menge Leute vom kleinen Gänsehirten bis zum stattlichen Großknecht und zum Verwalter? Sie fehlen eben so sehr als die weitläufigen Wirthschaftsgebäude und die angenehmen Gesellschafter im schönen Hause. Ein ordentlicher Knecht kostet so viel, als 20 Acker Mais eintragen. Wer ferner bloß den Herrn auf der Wirthschaft spielen wollte, würde bald finden, daß die Arbeit so schlecht ginge, daß er wahrlich seine Rechnung nicht dabei fände. Wenn der Eigenthümer auch nicht mitarbeitet, so muß er doch überall bei seinen Leuten sein. Würde er selbst auch die amerikanische Art lernen, mit wenigen Leuten und viel Maschinen große Arbeit schnell zu beschaffen, so fragt sich noch, ob die Frau im Stande ist, bloß von einem Helfmädchen unterstützt, den großen Haushalt ordentlich zu führen, die Milchwirthschaft und den Garten im Stande zu halten? Es fragt sich aber ferner, ob der Deutsche so bald sich darin findet, seine Landwirthschaft gerade so zu betreiben, wie ein Kaufmann sein Geschäft betreibt, ob er auch den Produktenhandel versteht? Es kommt vor, daß der Preis von Korn, Rauch- und Salzfleisch, Fett und Oel am Abend um zwei Fünftel niedriger steht, als am Morgen. Der Farmer macht deßhalb mit einem Großmüller wohl zum voraus einen Vertrag dahin, daß er ihm zu festgesetzter Zeit eine gewisse Scheffelzahl Weizen liefern, entweder zu dem dann gerade laufenden Marktpreise, oder zwar zu einem schon jetzt bestimmten Preise, jedoch unter dem Vorbehalte, daß der Farmer sich nach Gefallen innerhalb jener Frist einen gerade fallenden Marktpreis als seinen Preis setzen könne. Für diesen letztern wird nun die ganze versprochene Scheffelzahl geliefert, gleichviel ob der Marktpreis bei der Ablieferung höher oder geringer ist. Setzt der Bauer seinen Preis in der Zwischenzeit nicht, so müssen beide Theile bei dem gleich zu Anfang vereinbarten Preise stehen bleiben. Aber nicht allein das Steigen und Fallen des Werthes der Produkte macht den Ertrag unsicher, sondern die Saaten sind in Amerika auch noch

viel mehr als in Deutſchland der Gefahr des plötzlichen Mißwachſes, der Verwüſtung durch das Vieh und anderen Unfällen ausgeſetzt. Wenn man daher hier bei dem Leſen der Schriften über amerikaniſchen Feldbau ſich wundert über die geringen Prozente, welche derſelbe abwirft, ſo muß man ſie dem Durchſchnitte nach noch geringer anſchlagen, weil jene Unfälle und das plötzliche Sinken der Preiſe gar zu oft einen Strich durch die Rechnung machen. Auch der Beſitzer einer größeren Landwirthſchaft wird deshalb mit der Zeit ſeinen beſten Vortheil in dem Abſatze der oben genannten kleinen Erzeugniſſe der Farm ſehen, und mit der eigentlichen Landwirthſchaft noch induſtrielle Anlagen, als Mühlen, Ziegeleien und Brauereien verbinden. Bleibt er dagegen dabei, nach deutſchen rationellen Grundſätzen Ackerbau und Viehzucht zu treiben, ſo wird es ihm ebenſo ergehen, wie es bereits ſo vielen andern ging, er wird mit jedem Jahre unrettbar ärmer und ärmer, ohne daß er weiß, wie es eigentlich zugeht.

Das beſte Mittel gegen dergleichen unglückliche Unternehmungen iſt ein Jahr Lehrzeit auf der größern Farm eines andern, wobei man zugleich darüber aus ſein muß, ſich auch in Handel und Gewerben umzuſehen. Sich auf Spekulation anzukaufen, ohne erſt den amerikaniſchen Betrieb der Landwirthſchaft in Amerika durch eigenes Mitarbeiten gelernt zu haben, würde geradezu thöricht ſein. Am beſten aber möchte man bei einem der reichen Pennſylvanier Deutſchen lernen. Dieſe wiſſen ebenſowohl, wie ihre andern Mitbürger, was im Lande Noth thut, aber ſie ſind auch vorzugsweiſe ſorgſam und ausdauernd. Sie haben die deutſche Landwirthſchaft dem amerikaniſchen Boden angepaßt. Sie beſtellen ihr Land ebenſo ſchnell als andere, aber beſſer und halten es auch in gehöriger Düngung; ſie ziehen viel und vortreffliches Vieh, aber ſie füttern es auch in Ställen; insbeſondere verſtehen ſie mehrerlei verwandte Geſchäfte mit der Landwirthſchaft zugleich zu betreiben, und die letztere dadurch ebenſo ſehr in's Kleine als in's Große nutzbar zu machen.

Nach einer ſolchen Lehrzeit wird der Eingewanderte deutlich eingeſehen haben, daß es nicht ſein Vortheil iſt, wenn er weite Strecken Landes hinten in den Wäldern oder Prairien kauft, ſondern daß er auch die ausgedehnte Farm, welche er ſich wünſcht, möglichſt nahe bei den größern Städten oder doch dicht bei einem befahrenen Fluſſe, Kanale oder einer Eiſenbahn

haben muß. Geeignete, und zugleich reizend und gesund gelegene große Farmen wird er am besten in den reichen Staaten New-York, Pennsylvanien und Ohio kaufen. Das Land ist dort freilich theuer, steigt aber mit jedem Jahre sicher im Werthe, der Ackerbau geht dort einer rationellen Vervollkommnung entgegen. Außerdem sind Handel und Gewerbe in den dortigen zahlreichen Städten so lebhaft, daß die Produkte des Landwirths dahin ihren ununterbrochenen Absatz und bessere Preise finden. Wer übrigens auch in diesen Staaten irgendwie von den Verkehrsstraßen weitab wohnt, ist noch für eine Anzahl Jahre nicht viel besser daran, als wer sich in den noch wenig besiedelten Theilen des Westens angebaut hat. Immer fehlt aber auch der bestgelegenen Farm noch sehr viel, um ein so heiteres und frisches Landleben zu gewähren, wie man es in Deutschland gewohnt ist. Jede amerikanische Farm nährt ihren Mann; kann sie alle ihre Produkte regelmäßig verwerthen, so bringt sie jährlich auch einen geringen Ueberschuß; aber immer hat sie für ihren Bewirthschafter noch all das Rohe, was die Bearbeitung des amerikanischen Bodens einmal mit sich bringt, und nur wenig von dem mancherlei Lieblichen, wodurch bei uns das Landleben verschönt wird.

Junge Männer.

Ich wende mich jetzt zu der außerordentlich großen Menge von jungen Leuten aus den gebildeteren Klassen, welche, um ihr Glück zu machen, mit kaum noch ein paar hundert Thalern in der Tasche, in Amerika ankommen, als da sind Studenten, Lehrer, Theologen, Mediziner, Juristen, Künstler, Ingenieurs, Architekten, Forst- und Bergleute, Oekonomie-Verwalter, Offiziere, Handlungs-Kommis. Soviel ist gewiß, jeder von ihnen, der nur einigermaßen Verstand, Arbeitslust und Ausdauer hat, findet wenigstens seinen Unterhalt dort und nach einer längeren oder kürzeren Lehrzeit so viel, daß er einen einfachen Haushalt führen kann. Die große Mehrzahl kommt darüber nicht hinaus. Nur wenige schwingen sich in die Höhe und gelangen zu größerem Besitzthum; aber mit derselben rastlosen Energie und Wachsamkeit, die sie dort anwenden, würden sie auch hier sich hervorgethan haben. Freilich wäre es möglich, daß sie hier, wo so Vielerlei den jungen aufstrebenden Geist niederhält und

langsam aufreibt, frühzeitig lässig und verdrossen geworden wären, während das amerikanische Leben die Arbeits- und Geistes-kraft herauslockt und herausnöthigt. Wenn ferner die Existenz, welche junge Männer sich durchschnittlich in Amerika erringen können, lange nicht so angenehm ist, wie sie ihnen vielleicht später in Deutschland zu Theil geworden wäre, so bleibt doch ein Vorzug, sie können sich nämlich in Amerika zehn Jahre früher ihren eigenen Hausstand gründen.

Jeder dieser jungen Leute bringt gewöhnlich seinen amerikanischen Lebensplan fertig im Kopfe mit sich, wenige Wochen in der neuen Welt reichen hin, um solche Pläne gleich Seifenblasen springen zu lassen. Wie derjenige, der mit idyllischen Farmergedanken sich trägt, die richtigste Vorstellung seiner künftigen Lage erhält, wenn er sich etwa in einem langweiligen Walde, dreißig Stunden weit von einer Stadt, hinstellt und sagt: hier aus diesen Waldbäumen soll ich mir ein elendes Haus machen; auf diesem wilden Boden soll ich einen Tag wie den andern einsam ackern und arbeiten, — so können sich jene jungen Leute in die Lage denken, welche sie in Amerika erwartet, wenn sie sich vorstellen, sie ständen in einer wildfremden Stadt mitten im Marktgewühl und dächten darüber nach, wie sie sich dort ernähren wollten. Gescheidt werden sie handeln, wenn sie das erste beste Geschäft ergreifen, welches sich ihnen darbietet, z. B. als Handlungslehrling, Kellner, Feldarbeiter, Landschullehrer, Cigarrenmacher, Zeitungsgehülfe, Pferdetreiber am Kanale, Hausirer mit Brod oder kurzen Waaren, eintreten. Ich traf einmal in Pennsylvanien einen früheren Philologen bei dem Kesselflicken, er war erst vor einigen Wochen ohne Geld in Philadelphia gelandet, hatte zufällig Kesselflicken gesehen, die Handgriffe dieser Kunst schnell erlernt, sich das geringe Handwerkszeug angeschafft und wanderte nun getrost quer durch das Land von einer Farm zur andern, bis er tief im Westen wäre, da wolle er sehen, was er mit dem erarbeiteten Gelde anfange. Andere machen das, was sie hier zu Hause als Liebhaberei trieben, wie Zeichnen, Portraitiren, Reiten, Musik und dergleichen kleinen Künste, die das Leben erheitern, sofort zu einem Erwerbszweige, der ihnen baar Geld einbringt. Wissen die Ankömmlinge dergleichen nicht anzufangen, oder wollen sie lieber warten, bis sich etwas bietet, was ihnen mehr zusagt, dann beginnt gewöhnlich für sie eine Leidenszeit. Das wenige mitgebrachte Geld zerfliegt, man weiß nicht wie; um nicht zu ver-

hungern, müſſen ſie zu den ärmlichſten Arbeiten ihre Zuflucht nehmen, und dann hält es um ſo viel ſchwerer, wieder in die Höhe zu kommen. Dann müſſen ſie Backſteine tragen bei den Bauten, handlangen in den Ziegeleien, Steine klopfen auf den Straßen, taglohnen in den Werften, Arſenälen und Bergwerken, und noch froh ſein, wenn man ſie dazu nimmt, weil man es ihnen anſieht, daß ſie nicht ordentlich arbeiten können. Wer nur erſt kurze Zeit ſich im Innern des Landes umgeſehen hat, wird Hunderte ſolcher unglücklichen jungen Menſchen erblickt haben, denen die innere Qual auf dem Geſichte ſteht. Sie fühlen ſich ungeſund, das Klima und die grobe Arbeit erdrückt ſie, Alles ſcheint ihnen roh und hartherzig, ſie ſehen nur ein trauriges Leben vor ſich.

Dazu verfolgt ſie Lachen und Spott von Seiten mancher ihrer roheren Landsleute, für welche es dort ein innerliches Ergötzen ſcheint, daß dieſe feinen und ſtudirten Herren ſo grob arbeiten müſſen und ſo ungeſchickt ſich dabei benehmen. Wen hier die lange Gewöhnung nicht abgeſtumpft hat zu empfinden, wie obenhin und mißachtend die Meiſten aus den gebildeteren Ständen die arbeitenden Klaſſen behandeln, der wird jene in Amerika ſo häufige Schadenfreude erklärlich finden. Viele der gebildeteren Deutſchen verſtehen dort auch gar nicht, ſich mit ihren übrigen Landsleuten auf einen angemeſſenen Fuß zu ſetzen; ſie können es nicht laſſen, durch Ton und Geberde das Uebergewicht der beſſeren Erziehung und Kenntniſſe kund zu geben, erndten aber nur Hohn und Aerger dafür. Man hält auch in Amerika wenig von denen, welche mit Jedem Dutzbruder ſind und aus einem Glaſe trinken, man verlangt von Jedem, daß er ſich ſelbſt achte, aber Jeder ſoll es auch in ſeinem ganzen Benehmen zeigen, daß er jeden Anderen als völlig gleichberechtigten Mitbürger achte. Wahre Bildung erzwingt ſich ganz von ſelbſt Achtung, und dieſe fehlt ihr auch bei den Deutſchen in Amerika nicht, eine Achtung, die ſie nicht dem Stande, ſondern dem Manne zollen, und die daher wirklich ehrenvoll und wohlthuend iſt.

In den erſten Jahren ihres amerikaniſchen Lebens geht nun eine Anzahl der bezeichneten jungen Leute geiſtig und körperlich zu Grunde: ſie verwildern im Wirthshaus- und Straßenleben, welches in Amerika ohne allen Vergleich ſchneller und gröber entſittlicht, als anderswo; oder ſie laſſen ſich als Matroſen oder Soldaten anwerben, um ihre beſte Zeit geradezu todtzuſchlagen;

auch Selbſtmorde ſind verhältnißmäßig nicht ſo ſelten. Die Klügeren und Kräftigeren benutzen die erſten Jahre als Lehrzeit, ſie ſehen ſich im Lande um, lernen die amerikaniſchen Geſchäfte kennen, allmälig finden ſie etwas, woran ſie ihre Thätigkeit für längere Zeit anhaken können. Wenn ſie nicht gleich glücklich in die Laufbahn hineinkommen, für welche ſie ſich hier gebildet haben, ſo werden ſie im Zeitraume weniger Jahre wahrſcheinlich die verſchiedenſten Geſchäfte nach einander betreiben und ſich ſpäter noch mit Lachen ihrer Abenteuer und Streifzüge erinnern. Sie machen in der Zeit auch die Bekanntſchaft ehrenwerther Männer, die ihnen Rath und Kredit geben und ihnen zurufen: „Nur nicht muthlos, ſo verlaſſen Ihr Euch auch fühlt; die Meiſten, welche jetzt hier wohlhabend ſind, waren einſt in ähnlicher Lage.“ Perſönliche Bekanntſchaften ſind überhaupt in Amerika beſonders viel werth; man erlangt ſie aber nur dann leicht, wenn man Brief und Siegel aufweiſen kann. Da eine ziemliche Menge von Lumpen jeden Monat nach Amerika kommt oder dort zu Geſindel wird, welches ſich gleichwohl zu den Gebildeten rechnet, ſo ſind Zeugniſſe über Schul- und Univerſitätsſtudien, Prüfungen und etwaige frühere amtliche Stellungen häufig von Nutzen. Aus demſelben Grunde ſind wirkliche Freundesbriefe oder Empfehlungen von bedeutenden Männern aus Deutſchland ſchätzenswerth. Helfen ſie auch an ſich gar nichts, ſo haben ſie doch ſchon viel genützt, wenn ſie den Charakter eines Mannes in einem Lande feſtſtellen, wo man wie in England geneigt iſt, jeden ſo lange für einen Spitzbuben zu halten, bis man ihn als reſpektablen Mann kennen gelernt hat. Durch ſolche Freunde, die in Amerika Mittel und Wege wiſſen, wird dem Anfänger oft ein Erwerbszweig oder eine Gegend zu ſeiner Niederlaſſung an die Hand gegeben, wobei er beharrt. Auch durch ſich allein findet er endlich eine Exiſtenz, welche zwar weit unter den Hoffnungen geblieben iſt, mit denen er ins Land kam, welche ihm aber einen eigenen Heerd gewährt. Am ſicherſten geht er, wenn er ſich gleich weſtlich begiebt und in einer der unzähligen dortigen kleineren Städte von 5000 Einwohnern an niederläßt. Wie die Stadt ſich vergrößert, vergrößert ſich auch langſam ſein Einkommen, Beſitzthum und Anſehen. Gleichgebildete Freunde, mit denen er verkehrt, trifft er dort zwar nur ſehr wenige an, und verfällt er in einſame Grübeleien, ſo geht ihm leicht die beſte gute Erntezeit verloren. Hat er ſich aber in das amerikaniſche Leben eingewohnt, ſo

empfindet er auch den Segen und die Luft der Freiheit und fühlt ſich in dem überall anregenden öffentlichen Leben halberlei behaglich. Er überſchaut die natürlichen Reichthümer des großen Landes und baut ſich gleichſam in deſſen Zukunft hinein. Den Charakter der übrigen Amerikaner hat er unterdeſſen auch verſtehen und würdigen gelernt, und lacht ebenſo über deſſen überſchwängliche Bewunderer, als über diejenigen, welche ſich nicht enthalten können, ſich in Erbitterung und Verachtung gegen die „Yankees“ gegenſeitig zu beſtärken.

Wenn der junge Mann ſo weit gekommen iſt, daß er ſich eine Frau in's Haus holen kann, ſo beginnt für ihn die beſſere Zeit. In ſeiner Familie, am eigenen Heerde muß man in Amerika ſein Lebensglück und faſt ſeine einzige wahre Erholung ſuchen. Nur in den Großſtädten kann das deutſche Kaffeehaus einen anregenden geſelligen Abend bieten, und auch da muß man ſich einen Freundeszirkel oft erſt mühſam zuſammen ſuchen. Der größte Theil deſſen, was in Deutſchland ſo viel fröhliche Unterhaltung giebt, fällt in Amerika rein weg, kaum ein Spaziergang in's Freie lohnt ſich, wenn man nicht gleich einen weitern Ausflug machen will. Die ſehr große Schwierigkeit iſt dann aber für den jungen Mann, ein gebildetes deutſches Mädchen zu finden. Wohlerzogene deutſche Mädchen ſind in Amerika geſucht wie friſche Kirſchen, es müßte merkwürdig zugehen, wenn eine unfreiwillig zur alten Jungfer werden ſollte. Mit einer engliſch redenden Amerikanerin ſich zu verheirathen, iſt ein gewagtes Ding. Es eröffnet zwar den Zutritt in deren Kreiſe, aber führt auch manche Inkonvenienzen mit ſich; ich will darüber nicht weiter reden, aber rathe jedem, ſich vorher ſolche Ehen möglichſt in der Nähe anzuſehen, ob er ſie ſehr anziehend findet. Man holt ſich daher lieber ein Mädchen aus Deutſchland, dann aber leidet der Mann mit unter den mancherlei Entbehrungen, welche jeder Frau ſchwer fallen. „Warum haſt Du mich in dies Land gebracht?“ das wird der Mann von der weinenden Frau zu hören bekommen, wenn ſie ſonſt auch ein Engel iſt an Güte, Geduld und leichtem Muth. Sie betrachtet es als die größte Wohlthat, wenn ſie endlich eine Freundin antrifft, gegen welche ſie doch ihr Herz entlaſten kann.

Ich will nun die verſchiedenen Geſchäfte der bezeichneten Deutſchen kurz nach einander ſkizziren; man wird doch daraus ungefähr erkennen, wie es in Amerika hergeht.

Mediziner.

Unter den wissenschaftlich gebildeten Deutschen, welche ausgewandert sind, behaupten die Aerzte auch in Amerika die erste Stelle. Dies Land ist ein unerschöpfliches Arbeitsfeld für Heere von Aerzten. Man hat wohl gesagt, das ganze englisch-amerikanische Volk schwanke fortwährend zwischen dem einen oder dem andern Unwohlsein; gewiß aber fehlt dort die rohe unverwüstliche Kraft der Gesundheit bei der Masse des Volkes. Das so heftig einwirkende Klima, die allgemeine Verzärtelung der Kinder trotz des ewigen Waschens und Badens derselben, das hastige Einschlingen des halbgebratenen Fleisches, des vielen Fettes, des warmen Brotes und halbgahren Kuchenteiges bei merkwürdig wenig Vegetabilien, die täglich fortgesetzte Vergiftung durch zahllose Pillen und Pülverchen, das ewige Rennen und Treiben, — dergleichen muß nothwendig eine solche Menge von Krankheiten hervorbringen, wie sie in den Vereinigten Staaten zu Hause sind. Obenan stehen die Faul-, Gallen- und Wechselfieber mit ihrem Gefolge von Wassersuchten; dann folgt eine unendliche Reihe von Verdauungskrankheiten, endlich kommt noch die ganze Anzahl von Schwindsuchten und europäischen Modekrankheiten. Es kann daher nicht fehlen, daß bei einer solchen Inklination zum Kranksein Jeder an sich herumdoktort, und Andere zu kuriren für ein vortreffliches Geschäft angesehen wird. Wenn die übrigen Ursachen nicht schon hinreichend wären, so würde die Unzahl von Pfuschern, welche in Amerika Doktorgeschäfte machen, hinreichen, die Säfte des Volkes zu verderben.

Man hat hin und wieder statistische Uebersichten, nach welchen auf 800 Menschen ein Doktor kommt; in den Städten kann man auf 200 Einwohner auch einen Doktor rechnen; wo irgend ein paar Häuser im Lande zusammenstehen, wohnt auch Jemand, der Doktor heißt. Unter diesen einheimisch amerikanischen Aerzten hat vielleicht nur die Hälfte ein Doktordiplom, und auch von dieser Hälfte hat der größte Theil sich kaum ein oder das andere Jahr seiner Studien halber auf den medizinischen Schulen aufgehalten. Diese Schulen erfreuen sich von Zeit zu Zeit auch eines Kadavers zum Seciren, von dem aber weder viele, noch besonders feine Präparate gemacht werden. Das Doktor-Diplom wird auch ohne besondere anatomische Kenntnisse für baare Dollars ertheilt. Die Hauptlehrmeisterin

iſt die Erfahrung und Ueberlieferung; man kurirt ſo lange, bis irgend mal ein Mittel anſchlägt und merkt ſich dann dies Mittel für künftige Fälle. In der Geſchäftsſtube der Aerzte ſelbſt lernen die Lehrlinge der Heilkunſt und verſuchen ſich nach ihren Rezeptirbüchern. Und wenn Einer auch gar nicht bei einem Arzte erſt gelernt hat, was hindert ihn, mit der Doktorei Geld zu verdienen? Das ſteht Jedermann gerade ſo frei, als Rezepte und Medikamente für das Vieh zu verkaufen. Es wird ja Keiner gezwungen, zu dieſem Doktor zu gehen. Bei ſolchem Stande der Dinge muß natürlich vor Allem die Charlatanerie die Kundſchaft bringen. Nicht blos ſchreiende Anzeigen und bezahlte Agenten, welche von den Wunderkuren des Prinzipals erzählen, geheilte Blinde, die auch ſchon vorher ſehen konnten, eine Geſchäftsſtube, ausgeſchmückt mit Marterwerkzeugen, Krokodilen und Statuen, locken die Patienten herbei, ſondern noch viel mehr nützt die feinere Charlatanerie, welche darin beſteht, durch eifrigen Beſuch der Verſammlungen irgend einer Sekte, durch Mithülfe in politiſchen Parteizwecken, durch durch die Empfehlung der Frauen aus der guten Geſellſchaft Kundſchaft zu erwerben. Das Kuriren iſt ja auch eine Geſchäftsſache und eine Hand wäſcht die andere. Ein ehrenhafter deutſcher Arzt würde lieber ſeine ganze Wiſſenſchaft aus dem Fenſter werfen, ehe er ſich zu den Charlatanſtreichen verſtände, wie ſie in Amerika ganz gewöhnlich ſind. Auf eine neuerfundene Medizin oder Heilart nimmt man dort auch wohl ein Patent. Es giebt neben der Homöopathie und Hydropathie, welche in Amerika einen gedeihlichen Fortgang nehmen, noch beſondere eigentlich amerikaniſche Heilſyſteme, wie die Dampfkalomelkuren und die Kräuterkuren. Letztere fanden Eingang, weil man ſich zuletzt doch vor der gang und gäben Kalomelvergiftung fürchtete; 50 Gran Kalomel in einer Doſis zu geben, iſt gar nicht ſo ungewöhnlich.

Daß unter dieſen tückiſchen Heilmethoden in der neuern Zeit allmählig ein geſunder Boden geſchaffen wird, auf welchem die Heilkunde auch in Amerika erblühen kann, iſt hauptſächlich das Verdienſt der deutſchen Aerzte. Sie ſind in den großen Seeſtädten bereits zu Vereinen zuſammengetreten, um auf die öffentliche Meinung einzuwirken, und erkennen keinen als ebenbürtigen Genoſſen an, der nicht ordentlich Medizin ſtudirt hat. Sie haben es ſich zum Geſetz gemacht, unter keinen Umſtänden mit einem Pfuſcher zuſammen zu kuriren, und wo ſie an ein Krankenbett

gerufen werden, zuerst des Charlatans Entfernung zu verlangen. Einer nicht unbedeutenden Anzahl von englisch-amerikanischen Doktoren ist durch die Deutschen bereits das Geschäft gelegt, und so vielen Aerger jene Verdrängten ihren Siegern auch zu bereiten wissen, so muß doch jedes Jahr wieder eine Partie von ihnen zu irgend einem andern Erwerbszweige greifen, weil sie mit der Doktorei nicht mehr so viel wie früher verdienen können.

Für den Ankömmling ist es nun schon sehr schwer, sich in die Höhe zu arbeiten; denn die guten Stellen sind bereits reichlich besetzt, es ist eine unglaubliche Menge von deutschen Aerzten durch ganz Amerika zerstreut. Unter ihnen giebt es mehrere Männer, welche durch Wissenschaftlichkeit, ehrenhafte Gesinnung und hohes Ansehen wahrhaft bedeutend sind. Diese haben denn auch unter den einheimischen reichen Familien Praxis und nehmen für einen Besuch 3 bis 5 Dollars, für eine Konsultation 25, für eine Entbindung 50 Dollars. Wer einmal fashionabler Arzt ist, wird unfehlbar ein reicher Mann. Dazu gelangt man aber nur, wenn man einige Jahre aus eigenen Mitteln auf etwas glänzendem Fuße leben kann, ein feiner Weltmann ist, in jenen Familien wohl eingeführt wird oder durch besonderes Glück und außerordentliche Thätigkeit die Augen auf sich zieht und, wohlgemerkt, den Charakter der Amerikaner richtig zu behandeln versteht, was gar nicht so leicht ist. Der Amerikaner liebt es, wenn der Arzt in seinem Aeußern ehrbar und ernst und in seinem Geschäfte höchst pünktlich ist. Außerdem muß der Arzt den Charakter der Amerikaner genau studiren. Der Kranke will unaufhörlich mitkuriren, über Alles, was der Arzt verschreibt, erst gehörig Aufschluß haben und von den Anordnungen sofort Wirkung sehen. Er paßt genau auf des Doktors Mienen und ganzes Benehmen, merkt jede kleine Unschlüssigkeit und jeden Widerspruch in den Anordnungen, und wenn es ihm gerade einfällt, so verwirrt er ohne weiteres durch irgend ein eigenmächtiges Rezept die ganze Kur. Will dann der Arzt den Diktator am Krankenbette spielen, so kann er nur gleich von der ganzen Sache abstehen, der Kranke wird sich einen weniger eigenmächtigen Arzt suchen. Das nöthige Ansehen mit der scheinbaren Nachgiebigkeit gegen den Kranken zu vereinigen, ist etwas, was manchem deutschen Arzte unmöglich fällt. Noch schwieriger lassen sich die Frauen behandeln, der Arzt soll durchaus in ihnen nur zarte kranke Göttinnen sehen.

Die große Mehrzahl der deutschen Aerzte versteigt sich bis

jetzt nur erst dann und wann unter die vornehmen englisch-amerikanischen Familien. Bleiben sie in den Städten, so haben sie ihre Praxis unter ihren Landsleuten und den Aermeren, und diese zahlen kaum den dritten oder vierten Theil von dem vorher genannten Honorar. Sie finden ihr Auskommen, haben aber ein beschwerliches Geschäft, indem sie sich fast den ganzen Tag auf den staubigen langweiligen Straßen abplacken müssen. Wo es irgend angeht, schaffen sie sich ein Reitpferd oder auch einen kleinen Wagen an, und erst dann sind sie angesehene Leute.

Auf dem Lande, in den kleinen Orten und unter den Farmern, findet ein Arzt zwar immer noch sein Brod, aber es ist noch mühsamer zu erwerben als in den Städten. Er reitet dann auf den schlechten einförmigen Wegen umher und führt in seiner Satteltasche die nöthige Medizin und das chirurgische Besteck mit sich. Zur besondern Empfehlung gereicht es ihm, wenn er sich als Arzt aus Newyork, Boston oder Philadelphia ankündigen kann, oder bloß um Landluft zu genießen jene Städte verlassen habe. Hat er schon in Deutschland durch einen amerikanischen Bekannten den Ort ermittelt, wo er sich niederlassen will, so kann er gleich eine kleine Apotheke, aber in hübschen blanken Büchsen, mitbringen. Selbst in den Großstädten findet der Arzt noch seine Rechnung dabei, seine eigene Apotheke im Hause zu haben. An Zahlungsstatt muß der Landarzt vielfach hier einen Schinken, dort ein halbes Kalb, anderswo wieder Butter oder Korn annehmen und sehen, wie er es verwerthet. Trotzdem wird er in jedem Jahre durch einen gar nicht unbeträchtlichen Theil seiner ausstehenden Forderungen einen Strich ziehen müssen, ein Ding, welches auch der Arzt in der Stadt zu seinem Leidwesen hinlänglich kennt, und welches ihm, neben dem Unwillen über die Herabwürdigung der Arzneiwissenschaft durch unverschämte Pfuscher, die Ausübung seiner Kunst häufig verleidet.

Uebrigens hat auch der auf deutschen Universitäten gebildete Arzt in Amerika noch Manches zu lernen. Die dortigen Krankheiten wollen erst studirt sein, sie nehmen viel rascher einen scharfen Charakter an, als ähnliche in Europa, und es heißt, schwache Dosen könnten in Amerika nichts helfen. Die Fieber verändern häufig ihren Charakter und scheinen in gewissen Jahren ganz neue Krankheitsformen zu sein, zu andern Zeiten greifen sie auf einmal reißend in ganzen Strichen um sich. Die lokal-amerikanische Heilkunde ist wissenschaftlich noch nicht be-

handelt, bietet aber höchst interessante Felder. Jetzt hat man dort fast noch keine andern medizinischen Bücher als Nachdrucke von den in England erschienenen oder Uebersetzungen von französischen und deutschen. Ein feiner und immer reger Beobachtungssinn würde selbst in den westlichen Wäldern merkwürdige Krankheitserscheinungen konstatiren. Kein gescheiter Arzt würde dabei auch außer Acht lassen, die Erfahrungen kennen zu lernen und zu vergleichen, welche die englisch-amerikanischen Aerzte über ihre einheimischen Krankheiten gesammelt haben.

Daß späterhin die Vereinigten Staaten noch ausgezeichnete einheimische Aerzte und medizinische Lehranstalten haben werden, ist nicht zu bezweifeln; der Amerikaner hat eine geschickte Hand und einen scharfen Blick. Man kann aber voraussehen, daß es noch lange währen wird, bis der Stand der Heilwissenschaft sich bessert. So wie die Sachen jetzt stehen, wird jeder deutsche Arzt, der sich einigermaßen in den Charakter und die Bedürfnisse der Amerikaner schicken kann, dort noch immer bald sein Brod finden; aber nach einigen Erfahrungen wird er einem jüngern Kollegen, dem in Deutschland auf einem wohlhabenden größern Dorfe noch einmal eine Praxis blühen kann, sagen: er sei ein Narr, wenn er nach Amerika gehe.

Chirurgen.

Die Wundarzneikunst wird nicht als ein für sich bestehender Zweig der ärztlichen Praxis behandelt. Wie jeder Arzt bei dem Mangel gelernter Hebeammen auch überall Geburtshelfer sein muß, so würde der für merkwürdig unwissend und unfein gehalten werden, der nicht jede chirurgische Operation übernehmen wollte. Nur Aderlassen, Schröpfen und Blutegelsetzen wird als besonderes Geschäft betrieben. Die Blutegel werden aus Europa eingeführt; um sie durch das ganze Land zu verschicken und am Leben zu erhalten, besteht eine eigenthümliche Genossenschaft, welche gute Geschäfte macht. Kein deutscher Wundarzt würde übrigens in Amerika bei der Chirurgie stehen bleiben, sondern bald einsehen, daß im Vergleich mit so vielen anderen Doktoren seine Kenntnisse ihn wohlberechtigen, auch für alle inneren Krankheiten einen vortrefflichen Arzt abzugeben. Wundern aber wird er sich über die unglaublichen Kuren, welche die Amerikaner oft mit unvollkommenen Instrumenten in der Chirurgie vollbringen. Sie gehen mit einer Kühnheit an's Werk, die einen wissenschaftlich gebildeten Wundarzt erblassen macht;

aber ihre geſchickte Hand, ihr ſcharfes ſchnelles Auge kommt ihnen dabei zu Hülfe. Gelingt eine ſolche haarſträubende Operation, ſo hat der Arzt großen Ruhm davon; ſchlägt ſie fehl, ſo muß irgend ein tückiſcher Zufall den Sündenbock machen, gegen den keines Menſchen Kunſt etwas vermochte.

Dentiſten.

Geſunde weiße Zähne ſind in Amerika eine Seltenheit. Die feinen Geſichtchen der Damen entbehren faſt immer dieſer lachenden Zierde, ebenſo wie ihre ſchlanken lebhaften Figuren der ſchönen weißen Fülle des Oberkörpers. Die Zahnarzneikunde iſt daher eine höchſt nothwendig gewordene Sache. Dentiſten ſind in jeder Stadt, aber ſie ſind auch wahre Meiſter in ihrer Kunſt. Ihre Beſuchszimmer ſind ausgeſucht elegant, ihre Operationsſtühle und Inſtrumente überaus niedlich und zweckmäßig eingerichtet. Sie haben um ſchadhafte Zähne zu verſchönern, zu ſichern, wegzunehmen und zu erſetzen, eine Menge neuer Methoden erfunden, von denen man in Europa wenig oder nichts weiß. Ihr Fach wird wirklich wiſſenſchaftlich betrieben, und es iſt vorauszuſehen, daß man bald auch in der Chirurgie eine gleiche Vollendung erſtreben wird. Statt daß alſo ein deutſcher Zahnarzt nach den Vereinigten Staaten geht, um ſein dort ſo einträgliches Geſchäft zu betreiben, ſollte er dort bloß lernen, um mit jenen vortrefflichen Methoden bereichert nach Deutſchland zurückzukehren.

Apotheker.

Mit viel mehr Behaglichkeit und weniger Mühe als der Arzt, und in der Regel auch viel ſchneller und gewiſſer gelangt der Apotheker in den Vereinigten Staaten zur Wohlhabenheit. Für den Amerikaner iſt der erſte Nothhelfer die Apotheke und erſt nach ihr kommt der Doktor. Die Apotheken machen daher blühende Geſchäfte. Daß nun ihre Vorſteher auch wiſſenſchaftlich gebildete Leute wären, iſt natürlich in Amerika nicht zu verlangen. Wie jeder Doktor iſt, der aus Kuriren ſeinen Unterhalt macht, und nicht, der die Heilkunde gelernt hat, ſo iſt auch jeder Apotheker, der einen Laden mit Heilmitteln hält. Der Apotheker iſt bloßer Kaufmann, neben ſeinen Droguerien und Arzneien hält er häufig auch Farben, Seifen, Friſeurſachen, Oel, Gartenſämereien, Geräthſchaften und dergl. feil. Einen Hauptgewinn macht er aus dem Verkaufe einer Unzahl von Patentmedizinen, mit deren marktſchreieriſcher Ankündigung er

täglich ganze Seiten der Zeitungsblätter füllen läßt. Man sieht häufig vor den ärmlichsten Kramläden hinten in den Wäldern große Bilder aushängen, auf welchen mit grellen Farben die wunderbaren Wirkungen der Patentpillen oder des Balsams an Figuren in Lebensgröße dargestellt sind. Es bestehen zwar seit einigen Jahren, um der stillen Menschenvergiftung Abbruch zu thun, in New-York und Philadelphia Apothekerschulen, aber bei dem gänzlichen Mangel einer Gesundheitspolizei können jene Schulen noch nicht viel bewirken. Dagegen sind mit den deutschen Aerzten nun auch bereits in allen größeren Städten deutsche Apotheker ansässig geworden, welche sich Ruf verschafft haben. Mit einigem Kapital, wovon ein Theil auf eine möglichst glänzende Ausstattung des Aesculaptempels verwandt werden muß, lassen sich noch viele neue Apotheken anlegen oder bestehende ankaufen, namentlich im Westen. Den Hauptgewinn hat der Apotheker, wenn er gute und wohlfeile Arzneien aus Deutschland bezieht oder selbst zu verfertigen weiß; einen nie abgehenden Nebengewinn wirft die Verfertigung von allerlei Essenzen und Oelen ab.

Chemiker.

Es bestehen zur Zeit noch wenige chemische Fabriken, und mit hinlänglichen Geldmitteln und Kenntnissen würden sie sich vortheilhaft anlegen lassen. Man müßte natürlich vorher sich im Lande gehörig umgesehen haben, auch danach, wo die wohlfeilen Rohprodukte am besten zu beschaffen sind. Die chemischen Fabrikate der Amerikaner haben aber zur Zeit noch die Konkurrenz mit den englischen zu bestehen, welche eigends in schlechtester Qualität für den amerikanischen Markt verfertigt und mit großer Schlauheit auf diesem großen Gebiete verführt werden. Es hat der Kongreß zwar in den letzten Jahren ein Gesetz gegeben, daß die importirten Arzneistoffe chemisch untersucht werden sollen; die Engländer werden aber wohl Mittel finden, ebenso viel Quantitäten ihres verfälschten Fabrikates wie früher, nur jetzt in kleineren Partien und vorsichtiger, z. B. über die Seen, in die Vereinigten Staaten hinein zu bringen. Junge Chemiker werden mit einer Empfehlung von Liebig sicher sehr bald eine Anstellung finden. Ohne eine solche werden sie ihren Vortheil wahrnehmen, wenn sie in eine Apotheke eintreten. Die Chemie bloß wissenschaftlich auf eigene Hand zu treiben, wäre ein Geschäft, welches kaum die Lebensnothdurft abwerfen würde.

Thierärzte.

Deren Kunst wird hauptsächlich noch durch bloße praktisch geschickte Schotten und Irländer, durch Inhaber von Leihpferdeställen und Reitbahnen, durch Schmiede und in diesem Fache einmal anerkannte Farmer besorgt. Im Allgemeinen läßt sich der Amerikaner auf eine langwierige Kur seiner Thiere nicht gern ein, weil er sie bloß als Maschinen ansieht, die ihm fortwährend verdienen sollen; hilft irgend ein Hausmittel nicht in den ersten Tagen, so sucht man das Thier auf irgend eine Weise los zu werden. Gebildete Thierärzte werden schwerlich von ihrer Kunst allein anständig bestehen können; jedoch kann deren nebenbei geschehene Ausübung sehr einträglich werden, wenn sie zugleich eine Farm, Stallung oder Wirthschaft halten.

Lehrer.

Daß das Schulwesen und die wissenschaftliche Bildung überhaupt in einem so neuen Lande, wie Amerika, wo der Geist zunächst auf Ausbeutung der Naturprodukte getrieben wird, noch auf den untern Stufen sich befinden, ist leicht zu begreifen. Da, wo man durch jede andere Anstrengung seiner Geistes- und Körperkraft sich so leicht mehr als das Nöthige erwerben kann, fühlt man auch zu dem mühsamen Berufe eines Lehrers keine Lust, und achtet ihn gar nicht besonders, weil er für viele und mühevolle Arbeit wenig Geld einbringt. Der Amerikaner haftet daher nur in den gutbezahlten Stellen an den höheren Lehranstalten oder in einträglichen und angesehenen Schulanstalten; die Stellen an den Elementarschulen betrachtet er nur als Durchgangsposten, um nebenbei sich für die Ausübung eines Predigtamts, der Arzneikunde oder der Advokatur und dgl. vorzubereiten.

Wenn es dennoch dem gebildeten deutschen Einwanderer nicht leicht ist, eine gute Lehrerstelle zu bekommen, so liegt der Grund nicht bloß darin, daß man durchgehends ihm aus Abneigung gegen den Einwanderer den einheimischen Mitbewerber vorzieht, obgleich dieser, was die Kenntnisse anbelangt, dem Deutschen vielleicht nicht das Wasser reichen kann. Der letztere steht vielmehr deßhalb im Nachtheile, weil er sich nicht so gewandt, leicht und gefällig zu geben weiß, wie der Amerikaner. Der Lehrer soll in Amerika zugleich ein Weltmann von einnehmendem Wesen sein. Der arme tiefgelehrte, aber unbeholfene und innerlich dennoch stolze Mensch ist dem Amerikaner mehr als lächer-

lich, er ist ihm unleidlich. Die öffentlichen Lehranstalten stehen nun unter einem Rath von Männern, welche die Lehrer anstellen, die Schule beaufsichtigen und anordnen und ihr Vermögen verwalten. Diesen muß, wer eine Lehrerstelle sucht, gut empfohlen werden und auf sie einen angenehmen persönlichen Eindruck machen. Er muß mit seinen Kenntnissen zu glänzen verstehen und vor allem zeigen, wie er sie praktisch fruchtbar macht.

Ist er nun angestellt, so hat er zwar an den höheren Schulen einen auskömmlichen Gehalt, aber seine Stellung wird ihm durch den Zwang der puritanischen Sitten und Ansichten, durch das ewige Einmischen der Eltern in die Schulerziehung, durch den herrischen Charakter der Zöglinge verbittert. Der Lehrer muß einen äußerlich streng moralischen Wandel darthun, sich gar nicht im Theater und selten am Whisttisch, dagegen desto mehr in der Kirche und in den Mäßigkeitsvereinen sehen lassen. Ob er wirklich religiös ist, darauf kommt es nicht an, man denkt, es ist dem Lande besser, jemand heuchelt Religion, als daß er aufrichtig ist, wenn er von der Kirche nichts hält. Die Eltern wollen bei allem und jedem Dinge gehört sein, und so erfreulich ihre Theilnahme ist, so lächerlich sind doch oft die Anforderungen, welche sie auf Andringen ihrer Kinder an deren Lehrer stellen. Die Kinder selbst sind durchweg bildschön und klug, aber sehr selten kindlich. An Pietät gegen den Lehrer ist nicht zu denken, wie denn überhaupt kein Volk so wenig Pietät gegen das Alter hat, als die Amerikaner; nur die Jugend, die unternehmende Kraft gilt in ihrem Lande. Jede Schwäche des Lehrers studiren die Kinder aus und machen sich auf die unverschämteste Weise darüber lustig.

Dagegen hat der Lehrer seine Freude daran, wie rasch und aufgeweckt sie lernen. Sie haben gleichsam einen Takt darin, das schnell aufzufassen, was sie später praktisch brauchen können, und vor dem tiefern Reiz der Wissenschaft flüchtig vorbeizugehen. Die Schulbücher und die ganze Lehrmethode sind äußerst praktisch eingerichtet; durch bildliche Darstellungen, durch stete unmittelbare Anknüpfung an die lebendige Gegenwart wird jeder Lehrgegenstand anschaulich und interessant gemacht. Dabei kommt es darauf an, die Zöglinge mit ihren Kenntnissen brilliren zu lassen. In mancherlei öffentlichen Aufzügen und Prüfungen wollen die Eltern ihren Stolz an den Kindern haben. Im Hintergrunde aller amerikanischen Er-

ziehung ist immer der Sporn des Selbstgefühls; sie ist weniger ein Einprägen von gediegenem Wissen, als eine Anleitung, in jeder Sache sich halberlei zurecht zu finden und zu jedem Unternehmen Muth zu haben.

Der arme Deutsche, welcher nicht handarbeiten kann, greift wohl zu dem armseligen Geschäfte eines Schullehrers in den kleinen Blockhütten, welche auf dem Lande unter den Farmern errichtet sind: da hält er die Sommer-Monate Schule für etwa 5 bis 6 Dollars monatlich, vielleicht bekommt er noch die Kost dazu in der Reihe herum. Wo das Freischulsystem eingeführt ist, wie in Pennsylvanien und Ohio, wird eine allgemeine Schulsteuer erhoben und erhält der Lehrer das doppelte von jenem Gehalte. In den Städten bestehen schon häufig vortreffliche Elementarschulen, an denen die Lehrer einen festen Gehalt beziehen.

Als Privatlehrer macht einer nur Glück, wenn er ein angenehmer Mann ist und insbesondere den Frauen gefällt. Er muß den Zöglingen oberflächlich von allen Dingen, die sie lernen wollen, etwas leicht und spielend beizubringen verstehen; sie wollen in Gesellschaft sich zeigen mit einigen modischen Musikstücken, einigen Versen aus den Klassikern. Die jungen Damen geben sich auch an Homer und Virgil, an Astronomie und Metaphysik; natürlich hat man Mühe, ernsthaft zu bleiben, wenn sie damit hervorrücken. Wer nicht ein angenehmes Lehrertalent hat, wird nicht viel besser als ein armer Handwerker angesehen, den man bezahlt und dann nicht mehr ansieht. Hauslehrerstellen sind im Osten zahlreich, und sind insbesondere in den südlichen Staaten freundlich und einträglich, — um sie aber zu erlangen, bedarf es guter Empfehlungen.

Privaterziehungsanstalten zu errichten, ist ein mißliches Unternehmen für einen Deutschen. Wenn man auch hinlänglich Vermögen zur elezanten Ausstattung des Hauses und mit Frau und Tochter die nöthige feine gesellschaftliche Bildung hat, so fehlen doch immer noch die zahlreichen Bekanntschaften unter den reicheren einheimischen Familien. Wenigen Deutschen wird auch die Charlatanerie zusagen, mit der in der Regel auch dieses Geschäft betrieben wird. Auf die Kinder deutscher Eingewanderten läßt sich noch wenig rechnen; denn so lange die letztern arm sind, bekümmern sie sich nicht viel um Erziehung der Kinder; sind sie reich geworden, so geben sie dieselben in eine vornehme englisch-amerikanische Anstalt.

Ein in der Wissenschaft berühmter Name, Empfehlungen durch ausgezeichnete europäische Gelehrte, eine in's populäre Amerikanische übersetzte und gehörig angepriesene Schrift, vornehme Bekanntschaften, vor allem aber auch die Kunst gut englisch zu reden, das bahnt den Weg zu den Stellen an den höheren Lehranstalten. Es wirken an denselben bereits viele und ausgezeichnete deutsche Kräfte. Sind diese amerikanischen höheren Schulen mit deutschen Gymnasien und Universitäten auch noch gar nicht zu vergleichen, so bessern sie sich doch zusehends. Es geschieht jetzt in den Vereinigten Staaten viel für das Schulwesen; denn der Amerikaner sagt: „gute Schulen gute Bürger," und er rühmt sich unaufhörlich, nicht nur das freieste und wohlhabendste, sondern auch das erleuchtetste und religiöseste Volk zu sein, und was er noch nicht ist, meint er sicher in einigen Jahren zu werden. Soviel ist gewiß, in keinem andern Volke ist ein so allgemeiner und so jugendlicher Bildungstrieb; nur hat man jetzt noch nicht Zeit und Lust, etwas gründlich zu lernen, sondern zieht vor, von allem was im Weltall wissenswerth ist, einige Kenntniß oberflächlich einzuziehen. Die Uebersetzung eines deutschen Konversationslexikons war daher ein glücklicher Gedanke.

Theologen.

Am gewissesten steht auch dem Theologen in den Vereinigten Staaten ein Unterkommen offen. Was auch seine religiöse Ueberzeugung sein mag, er findet ihrer gemäß eine Gemeinde, die ihn annimmt. Nur dem von der Bibel sich gänzlich Lossagenden wird es schwer, auf die Länge eine Gemeinde festzuhalten, so viel Zuhörer er auch die erste Zeit über bei seinen Vorträgen haben mag. Das Anziehende für den Theologen ist, daß er sich frei nach seinen Ansichten allmählig eine Gemeinde bilden kann, und daß er wie die Kirche überhaupt wenn auch nicht amtlich, doch im Stillen im öffentlichen wie im Privatleben großen Einfluß übt. Widerwärtigkeiten begegnen ihm aber auch in Hülle und Fülle.

Der protestantische Prediger ist von der Gemeinde abhängig, sie miethet ihn förmlich oft nur auf eine kurze Zeit, sie spricht überall mit, nicht nur bei der äußern Anordnung des Kirchendienstes, sondern auch in den Glaubenslehren. Fügt er sich nicht, so bilden die Andersgesinnten sogleich eine Gemeinde für sich, und es entgeht ihm dadurch ein Theil seines Ansehens und

Gehaltes. Der Prediger hat häufig genug seine liebe Noth, Spaltungen zu verhüten, die wohl nur von kleinlichen persönlichen Zwistigkeiten ihren Ursprung nehmen. Dazu ist mancher rohe Mensch in der Gemeinde gelegentlich recht grob gegen den Prediger und meint wohl gar, dieser müsse ihm gegenüber demüthig und bescheiden sein. Auch gegen die methodistischen Prediger und katholischen Priester hat der protestantische Pastor sich fortwährend in wachsamer Vertheidigung zu erhalten, damit sie ihm nicht seine Gemeinde verringere. Die wenigeren besseren Stellen in den Großstädten ausgenommen, ist auch der Jahresgehalt der protestantischen Prediger im Ganzen nur dürftig und gleich dem Arzte muß er seinen Gehalt theilweise in Korn, Vieh, Fleisch u. s. w. annehmen. Dafür hat er dann mehrere Meilen weit umher zu reiten, um die zerstreut wohnenden Farmer seiner Gemeinde zu besuchen.

Eine niemals abreißende Kette von Aergerlichkeiten entsteht auch aus der Feindschaft und den Verleumdungen, mit welchen so viele deutschprotestantische Prediger in den Vereinigten Staaten einander verfolgen. Die jämmerlichsten Burschen, welche hier eben durch die Schule gelaufen, drängen sich dort zur Kanzel und verbittern dem ehrenhaften Manne das Leben. Bloß um einen solchen aus dem Amte zu verdrängen und selbst seine Stelle einzunehmen, werden Lügen verbreitet. Die unbedingte Oeffentlichkeit aller Gehässigkeiten und Persönlichkeiten dient dann dazu, sie in's Unendliche auszuspinnen.

Die älteren und strenggläubigen protestantischen Gemeinden haben dadurch einen Zusammenhalt, daß sie sich zu festen Synoden mit gemeinsamen Behörden und Predigerschulen vereinigen. Auf den letztern kann man zwar mit wenig Studien und viel gutem Willen überaus schnell sich zum Predigtamte fertig machen, gleichwohl können sie das Bedürfniß nach Predigern nicht befriedigen. Ein deutscher Theologe, der sich daher an eine Synode wendet und Zeugnisse über seine Universitätsstudien beibringt, wird sehr bald an eine Gemeinde gewiesen, die des Predigers bedarf. Dort hält er einige Reden zur Probe, die Leute besprechen sich dann, ob sie ihn wollen, und jeder unterschreibt ein paar Dollars Jahresbeitrag für den Pastor, und die Synode bestätigt diesen. Findet er nicht gleich eine Gemeinde, so wandert er weiter und sucht sich eine, ein Pastor empfiehlt ihn an den andern. Geht der Zehrpfennig unterwegs aus, so wird ein neuer durch Predigen in einer Kirche

verdient. Die Zuhörer drücken dem Reisenden bei dem Herausgehen aus der Kirche Geld in die Hand. Wer sich nicht mit einer Synode verbinden will, findet im Westen zahlreiche Gemeinden freieren Bekenntnisses, welche ohne strengeren kirchlichen Verband, als mit wenigen benachbarten Gemeinden, bestehen, und ganz nach eigenem Ermessen Prediger annehmen und abdanken.

Der Priester der katholischen Kirche erhält vermöge der geschlossenen Organisation des Klerus seine Gemeinde gleich angewiesen. Er findet sich auf eine peinliche Weise beengt und niedergehalten durch die irländische und französische Geistlichkeit. Die letztere war zuerst da und richtete sich in allen Prälaturen ein, die deutschen Katholiken kamen in Masse erst später, brachten wenige Priester mit, und diese mußten mit den untern Stellen vorlieb nehmen. Jetzt bilden die Deutschen vielleicht den beträchtlichsten Theil der katholischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, dennoch sind von den nahe an dreißig Bischofstühlen nur zwei mit Deutschen besetzt, die deutsche Sprache steht in den katholischen Lehranstalten noch unter der französischen, die Deutschen können nur kärglich und mit vielen Mühen Unterstützungen zu kirchlichen Zwecken aus den Geldern erhalten, welche so reichlich dafür aus Deutschland nach Amerika fließen. Was wurde nicht aufgeboten, um den Plan zu unterdrücken, aus deutschen Beiträgen ein Priesterseminar zu gründen, zu welchem der Platz in Covington bei Cincinnati bereits bestimmt war. Auffallend ist im Verhältniß zu ihrer geringen Anzahl die Menge der deutschen Priester, welche suspendirt oder sonst unter eigenthümliche Beschränkungen gestellt sind. Sie können und dürfen nicht reinen Wein einschenken und schweigen jetzt. Wohl aber hört man andere gebildetere deutsche Katholiken sich in bittern Ausdrücken über die Handhabung des Kirchenwesens durch die inländische und französische Geistlichkeit aussprechen. Die letztere scheint in den deutschen Priestern in der That noch etwas anderes, als die der ihrigen überlegene deutsche Wissenschaftlichkeit zu fürchten.

Diese Uebelstände sind auch in Deutschland bekannt. Es giebt ein Mittel, ihnen entgegenzuwirken, und dies besteht darin, daß man die Verwendung der so bedeutenden Summen, welche jährlich aus Deutschland, insbesondere durch die Leopoldinenstiftung zu Wien, für katholische Zwecke nach den vereinigten Staaten gehen, selbst in die Hand nimmt und damit von hier

aus für die Schul- und Kirchenzwecke der dortigen katholischen deutschen Gemeinden selbst sorgt.

Juristen.

Am wenigsten haben sich die Deutschen in den vereinigten Staaten bis jetzt in der Rechtsanwaltschaft versucht. Nur einige wenige bedeutendere deutsche Advokaten giebt es in den Großstädten. Die meisten, welche sich diesem Fache gewidmet haben, verhandeln blos in kleinen Sachen vor dem Friedensrichter und wagen in größern nicht vor dem Gerichtshofe redend aufzutreten; sie begnügen sich mit der stillen Seite der Rechtsanwaltschaft, d. h. sie ertheilen Rath, verfassen Rechtsgutachten, Schriftsätze für den Prozeß und Notariatsakte, und besorgen die Eintragungen und Nachforschungen bei den Hypothekenämtern. Man stellt gewöhnlich die Schwierigkeiten als unübersteiglich dar, welche dem eingewanderten Deutschen entgegenstehen, ehe ihm die Advokatur Ansehen und Reichthum bringt. Groß sind diese Schwierigkeiten allerdings, aber unübersteiglich sind sie nicht.

Die erste Arbeit liegt darin, im Rechtswirrsal des amerikanischen Civilrechts heimisch zu werden. Dieses ist so, wie es in England bestand, eingebürgert und blieb bei der Unabhängigkeitserklärung unverändert. Die Amerikaner waren viel zu gescheidt, als daß sie damals gleich an eine Modifikation oder Neubildung des Rechts gegangen wären. Es war ihnen auch das hergebrachte Rechtswesen lieb und vertraut geworden, die Advokaten tummelten sich darin mit Lust umher, und die Nicht-Advokaten hatten nicht minder ihre Freude und Verstandesübung daran; noch jetzt ist jeder rechte Amerikaner auch ein Stück vom Juristen. Die Freiheit, Gewandtheit, Schlagfertigkeit des Geistes, welche sich in Rechtsstreitigkeiten erprobt, die merkwürdigen Künste und Wendungen, welche der englische Prozeß erlaubt, die Selbständigkeit, mit der die Partei im englischen Rechte gleichsam auf die Jagd geht, — das alles paßte vortrefflich zum amerikanischen Charakter. So blieb das alt-englische ungeschriebene Gesetz (common law) und das geschriebene (statute law) mit dem, beiden gegenüberstehenden Billigkeitsrecht (law of equity) bestehen, welches letztere zu dem ersteren ungefähr im Verhältniß des prätorischen Rechts zum altrömischen Civilrecht steht. In Amerika kamen nun noch eine Menge Statuten, Munizipalgesetze und Grundgesetze des Bun-

des und der einzelnen Staaten hinzu. Auch sonst wurde das Rechtswesen in Amerika in mancher Beziehung eigenthümlich fortgebildet, der Instanzenzug und die Kompetenz der verschiedenen Gerichtshöfe fester bestimmt, eine außerordentliche Menge maßgebender Entscheidungen amerikanischer Gerichte in bändereichen Werken niedergelegt, und in der neueren Zeit auch an die Abfassung möglichst vollständiger und klarer Gesetzbücher gegangen.

Der deutsche Jurist, der in Amerika bei seinem Fache bleiben will, hat daher zunächst ein ebenso ausgedehntes als schwieriges Studium vor sich. Er braucht sich aber dadurch nicht zurückschrecken zu lassen, er ist ein ernstes Arbeiten gewohnt, und bringt, insbesondere auch mit dem Verständnisse des älteren deutschen Privatrechts, einen vortrefflichen Schatz juristischer Kenntnisse mit sich. Benutzt er zuvörderst die Hülfsmittel, welche in Deutschland z. B. durch „Rüttimann, der englische Civilprozeß," „Best, englisches Beweisrecht, herausgegeben von Marquardsen," „Crabb, Geschichte des englischen Rechts, bearbeitet von Schäffner," erschienen sind, macht er sich dann mit dem amerikanischen Recht durch die Institutionen, welche Hoffmann zu Baltimore darüber veröffentlicht hat, vorläufig bekannt, studirt gründlich einige Rechtsfälle in den Rekords, und verwendet dann auf das Studium der Werke von Kent und Story einige Zeit: so wird er sich im amerikanischen Recht schon ziemlich zurecht finden und kann sich kühn in die Praxis wagen. Der junge amerikanische Jurist ist mit seiner Vorbereitung sehr bald fertig und prakticirt frisch darauf los, ohne erst lange tiefe und gelehrte Studien zu machen. Die beste Lehrerin des amerikanischen Rechts ist die Praxis selbst.

Die allerdings große Schwierigkeit bleibt immer das Sprechen vor Gericht. Bekanntlich lernt man leicht, sich im Englischen auszudrücken, aber sehr schwer ist es, gewählt englisch zu reden. Der amerikanische Anwalt aber muß die englische Sprache vollständig in seiner Gewalt haben, ein einziger unrichtiger Ausdruck zieht nicht nur Spott und Aerger, sondern auch wohl den Verlust des Prozesses nach sich. Noch mehr verzweifelt der Deutsche daran, sich die nöthige Gewandtheit im Wortgefecht, das blitzschnelle Erfassen jedes Angriffspunktes, die Kunst, dem Gegner unvermuthet durch die Parade zu fahren, die schlaue Behandlung der Zeugen im Kreuzverhör, das rednerische Eindringen auf Richter und Geschworne sich zu eigen zu machen.

Dem Einheimiſchen iſt das gleichſam angeboren, er iſt von Jugend auf darin geübt, eine Sache von allen möglichen Seiten zu verfechten. Wer daher die Gabe der Sprache nicht beſitzt und ſeine Gründe nur bedächtig und langſam zu Tage fördert, der darf nicht daran denken, Anwalt zu werden, er würde ein armſeliger Winkeladvokat (Pettifogger) bleiben. Indeſſen iſt es bereits durch einige lebende Beiſpiele bewieſen, daß auch ein Deutſcher vor der amerikaniſchen Bar Glück haben kann.

Wer natürliche Gabe, Muth und Hartnäckigkeit beſitzt, mag ſich getroſt in dieſer Laufbahn verſuchen. Keine andere eröffnet ſo ſchnell den Weg zu Staatsämtern und Einfluß. Wie in allen freien Staaten, ſtehen auch in Amerika die Advokaten in den öffentlichen Angelegenheiten in den vorderſten Reihen. Ihr Amt iſt namentlich dort vor allen andern bedeutend und gewinnreich.

Wer ſich dazu beſtimmt, muß von vorn herein bei einem Anwalte als Lehrling und Gehülfe eintreten. Solche Stellen ſind nicht ſchwer zu erlangen, da bei der Menge der Deutſchen es vielen Anwälten die Praxis vergrößert, wenn ſie jemand in ihrem Geſchäftszimmer haben, der deutſch ſpricht. Hat man zwei Jahre lang auf ſolche Weiſe den amerikaniſchen Geſchäftsgang und die Abfaſſung der Urkunden gelernt, zugleich auch die Rechtsbücher ſtudirt, ſo kann man ſchon ſelbſtändig Notariatsgeſchäfte machen, Rechtsgutachten ertheilen, und vor den Magiſtraten und Friedensrichtern Parteien vertreten. Die Erlaubniß dazu erhält man auf Empfehlung und gegen Bürgſchaft; beides iſt zu beſchaffen, wenn man inzwiſchen bekannt geworden. Mindeſtens ein halbes Jahr einen Kurſus an einer Rechtsſchule zu hören, wird ſehr förderlich ſein. Hat man nach fünf Jahren die Rechte des amerikaniſchen Bürgers bekommen, ſo meldet man ſich unter Einreichung der Zeugniſſe über ſeine bisherige Beſchäftigung bei dem obern Gerichte des Staates, und legt eine leichte Prüfung ab. Iſt ſie beſtanden, ſo wird man als Mitglied der Bar eingeſchworen und kann nun alle Prozeſſe auf eigene Hand führen. In mehreren Staaten bedarf es dazu noch weniger Studien und Förmlichkeiten. In den großen Städten des Oſtens als Advokat ſein Glück zu machen, hält ſchwer, weil dort eine Menge der ausgezeichnetſten Männer an den Gerichten thätig iſt. Leichter wird es dem Ankömmling werden, wenn er in einer Grafſchaftsſtadt im weiten Weſten ſich niederläßt, dort unter

den Farmern bekannt wird und gleichsam mit der wachsenden Stadt mit emporwächst.

Ingenieurs.

In keinem Lande der Welt wird so viel an Häfen, Eisenbahnen, Kanälen und andern Verkehrswegen gebaut, als in den Vereinigten Staaten. Man irrt sich aber, wenn man glaubt, diese könnten nicht selbst genug Ingenieurs dazu stellen. Gerade zu diesem Fache hat der geborne Amerikaner besonders Lust und Neigung. Da ferner die Arbeiten durch die Staatsregierungen oder durch große Gesellschaften, in welchen die reichen Amerikaner die Hauptstimme haben, vergeben werden, so wird der geborne Amerikaner dem Eingewanderten, und wäre dieser auch noch so geschickt, vorgezogen. Erst wenn der Letztere durch längeren Aufenthalt sich Bekannte erworben und in den untersten Graden seines Faches gearbeitet hat, gelingt es ihm vielleicht, eine angemessene Beschäftigung, z. B. als Dampfschifffkapitän, oder bei einer sonstigen Unternehmung eines Privaten zu finden. Gebildete Techniker erhalten in den bereits bestehenden Fabriken bald eine Stelle, und wenn sie die Maschinen einfacher und schneller, die Fabrikate besser, hauptsächlich aber sich selbst dabei auch geltend zu machen verstehen, so bekommen sie nach und nach einen größern eigenen Antheil am Geschäfte und können vielleicht später selbständig eines begründen. Immer aber bietet einem solchen das Land den Vortheil, daß er eine glückliche Idee viel eher auf den Markt und zur gewinnreichen Ausführung bringen kann, als in Deutschland. Hier müssen so manche Talente sich abarbeiten, ehe sie zur Ausführung einer Erfindung Gönner und Unterstützung finden; in Amerika sinnt gleichsam das ganze Volk tagtäglich auf industrielle Erfindungen und Verbesserungen und greift zu, wo ihm eine Idee geboten wird, die sich nutzbar erweisen kann.

Geometer.

Da in Amerika in den alten wie in den neuen Staaten jährlich noch so ausgedehnte Strecken erst in Kultur genommen werden, so brauchen sowohl die Städte und Grafschaften, Landbesitzer und Gesellschaften, sowie auch die Bundesregierung für das Kongreßland, Geometer. Die Vermessung des Kongreßlandes wird in Akkord und großen Strecken übernommen, und ist ein vortheilhaftes Geschäft. Es gehören aber Kapital und man-

cherlei Lokal-Kenntniſſe dazu, welche man erſt durch längere Uebung erwirbt. Beſäße ein deutſcher Eingewanderter auch beides, ſo müßte er doch beſonders gute Freunde bei den Regierungs-Behörden haben, wenn es ihm glücken ſollte, eine Vermeſſung zu bekommen. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß er von der Feldmeßkunſt allein nicht leben kann; ſie wird ihm aber ſicher einen guten Nebenverdienſt abwerfen, wenn er ſich auf ein anderes Geſchäft ſtützt. Arbeitet er Pläne für Private aus und ſorgt, daß ſie von Vielen geſehen werden, ſo erhält er manche kleine Arbeit dieſer Art, und kann ſich ſpäter vielleicht um das Amt eines Stadt- oder Grafſchafts-Geometers bewerben, welcher jedoch in der Regel kein ſtändiges Jahrgehalt bezieht.

Berg- und Forſtleute.

Der Bergbau wird in den Vereinigten Staaten, einige Kohlen- und Eiſenbergwerke in Pennſylvanien, Neuyork, Virginien ausgenommen, nur noch im Rohen betrieben. Der Boden iſt reich an Erzen, aber man findet vorerſt ſeine Rechnung dabei, ihn durch raſche oberflächliche Arbeit auszuſchöpfen. Der Arbeitslohn iſt zu hoch, das allein kann ſchon vom künſtlichen Bergbau zurückſchrecken. Dagegen beſtehen unzählige kleine Arbeitergenoſſenſchaften, welche nach Erz hacken, es nothdürftig waſchen und zur nächſten Schmelze führen, ſo z. B. die Bleiſucher bei Galena, Dubuque, Potoſi und Handelsgenoſſenſchaften, welche mit ſehr bedeutenden Kapitalien große Strecken in Betrieb nehmen. Eine ſolche iſt auch noch am obern See auf Kupfer thätig geblieben, der Bergmann findet dort eine Art Knappſchaften und guten Verdienſt, wenn auch ein hartes Klima. Im Ganzen wird der auf deutſchen Bergſchulen Gebildete in den Vereinigten Staaten bald einſehen, daß für ihn dort noch keine Zeit iſt.

Forſtleute können natürlich keine Anſtellung in ihrem Fache in einem Lande finden, wo es noch keinen forſtwirthſchaftlich verwalteten Wald giebt. Trotzdem daß einige Striche ſchon an Holzmangel leiden, hat der Amerikaner noch immer eine wahre Wuth auf die ſtolzen Waldbäume.

Architekten.

Es wird in Amerika ſehr viel gebaut und hin und wieder auch ein größerer Bau unternommen. Ein Architekt, der ſich

in einer Stadt fashionable zu machen weiß, hat ein herrliches Geschäft. Insbesondere freut er sich einer Menge zierlicher Landhäuser, welche er zu bauen erhält. Aber bis ein deutscher Einwanderer in Mode kommt, vergehen mindestens einige Jahre, und nur wenigen ist es gegeben, die amerikanischen Mittel zu gebrauchen, sich Gönner und Kunden zu verschaffen. Städtische oder kirchliche Bauten erhalten in der Regel nur geborne Amerikaner und unter ihnen derjenige, welcher der gerade herrschenden politischen Partei sich nützlich gemacht, oder sich eine Zeitlang exemplarisch fromm und kirchengängerisch dargestellt hat. Die gewöhnlichen Bürgerhäuser werden einfach, aber höchst zweckmäßig gebaut; jedoch kommen sie gleichsam fertig aus der Fabrik, eines ist gerade so wie das andere. Man bestellt sie bei Baumeistern, die in ihrer Kunst noch sehr roh sind, jene Häuser aber, und zwar theilweise auf eigenen Vorschuß, in wenigen Wochen zusammensetzen. Um mit diesen Baumeistern glücklich zu konkurriren, muß man erst gründlich das Kaufmännische des Geschäfts lernen; einträglich ist es zwar, aber für den wirklichen Architekten bleibt es doch eine einförmige Beschäftigung.

Portraitisten und Dekorationsmaler.

Jeder, der ein Konterfei machen kann, sei es in Oel, Pastell, Kreide, Tusche oder Daguerreotyp, sei es künstlerisch oder gesudelt, er findet sein Brod dabei. Jeder Farmer will seiner theuern Familie Bildnisse haben, und das gewöhnlichste Freundschaftsgeschenk ist das eigene holde Portrait. Wer daher schnell zu portraitiren, und insbesondere die Personen etwas schauspielerisch in's Licht zu stellen versteht, wird Zulauf haben, sobald er sich durch Aushängen und Anpreisen seiner Stücke einmal in Gang gebracht hat. Das Daguerreotypiren ist auch wieder eine Kunst, in welcher der Amerikaner selbst das Ausgezeichnetste leistet. Dekorationsmaler finden mancherlei Beschäftigung, weil man effektvolle Bilder sowohl auf der Bühne als in öffentlichen Darstellungen und Hallen sehr gern hat. Zahllose Wirthshausschilder und Fahnen verlangen ebenfalls ihre Helden. Dagegen mag es in den Vereinigten Staaten, im Norden wenigstens, noch keine hundert Häuser geben, die ein bemaltes Zimmer haben.

Kupferstecher, Holzschneider und Lithographen.

Bedeutende Bildwerke bekommen diese nicht auszuführen, und arbeiten sie selbst dergleichen, so müssen sie dieselben den Amerikanern gleichsam als eine Ehrensache aufnöthigen, sonst werden sie sich Jahrelang nach Käufern umsehen. Aber verlangt wird eine unglaubliche Menge von Geschäfts- und Visitenkarten, Banknoten- und Siegelformen, Bildern für Schulbücher und Zeitungen, Zeichnungen von Maschinen und Produkten, und Landkarten jeder Art. Von diesen kleinen Arbeiten kann man daher leben, aber für's erste auch nicht viel mehr, da Arbeiten dieser Art ebenfalls zu denen gehören, für welche die Amerikaner besonderes Geschick haben und denen sich daher viele von ihnen widmen.

Musiker und Gesanglehrer.

Wenig brauchen auch um Unterhalt verlegen zu sein aller Art Musiker. Deutsche werden sowohl als Instrumentisten, wie als Musiklehrer selbst den Italienern vorgezogen. Die Musik hat sich jetzt gleichsam des Landes bemächtigt, und wenn es auf die Menge dessen ankommt, was in Familien musizirt wird, so steht eine amerikanische Stadt noch über einer deutschen. Jedes Mädchen will eine Dame werden, wie denn überhaupt kein Amerikaner daran denkt, sich freiwillig auf eine niedere Gesellschaftsstufe zu beschränken. Jeder strebt nach modiger Bildung, und etwas Musik gehört nun einmal unumgänglich dazu. Freilich läuft die musikalische Bildung nur darauf hinaus, ein paar beliebte Stückchen fertig abzuspielen und abzusingen, und der Deutsche möchte sich manchmal gern verstopfte Ohren wünschen. Dringt ein Musiklehrer auf gründliche Bildung, so kann er bei den meisten Familien darauf rechnen, daß sie ihn abdanken. Es verfehlen deutsche Musiklehrer auch wohl dadurch, daß sie sich irgend einer fröhlichen oder genialen Laune überlassen. In solchen Dingen versteht aber der Amerikaner keinen Spaß, er ist ein prosaischer nüchterner Mann und verlangt auch vom Musiklehrer seiner Töchter, daß er ein pünktlicher, kaltverständiger und immer wohlgebügelter Mensch sei. Neben so manchem wirklich vorzüglichen deutschen Musiklehrer, Virtuosen und Konzertisten, der nach den Vereinigten Staaten verschlagen ist, trifft man hin und wieder dort auch auf vortreffliche Sänger. Sie finden in den großen Städten außer durch Unterrichtsstunden, durch Kon-

zerte, die sie selbst geben oder bei denen sie mitwirken, einige Beschäftigung.

Instrumentenmacher.

Verfertiger musikalischer Instrumente werden nur dann ein gutes Geschäft haben, wenn sie Mittelgut, fabrikweise und billig liefern. Die Zahl der Pianos, Guitarren, Flöten und Geigen, welche in den Vereinigten Staaten gekauft werden, ist groß, in demselben Verhältnisse ihre Qualität aber schlecht. Die meisten Instrumente werden daher auch aus Deutschland, wo sie so billig verfertigt werden, eingeführt. Ein Lager musikalischer Instrumente in einer der aufblühenden westlichen Städte würde sich unzweifelhaft rentiren. Pianos werden aber in den vereinigten Staaten selbst bereits in großer Anzahl gebaut, und zwar nach einem eigenen Systeme durchgehends wie über einen Leisten, aber fest und massiv, so daß sie etwas aushalten können, und dennoch nicht ohne Geschmack. Mit künstlerisch ausgezeichneten und deßhalb theuren Waaren macht man in den Vereinigten Staaten keine Geschäfte, aber eben so wenig mit schlechten; das Volk will mit Mittelgut bedient sein, das Geschmack und Solidität vereinigt. Ein Instrumentenmacher findet aber auch bloß durch Ausbessern der Instrumente, vielleicht schon allein durch Stimmen der Pianos eben so sichern als reichlichen Unterhalt. Orgelbauer haben ein gutes Gewerbe; das Holz und Metall, welches sie gebrauchen, ist in Amerika in bester Güte und billig zu bekommen, und die Orgeln werden gesucht und theuer bezahlt. Die vielen neuen Kirchen, die gebaut werden, wollen alle Orgeln haben. In den altamerikanischen Familien sind auch kleine Orgeln zum Hausgottesdienste gebräuchlich. Der Orgelbauer muß aber um eines sich vorab bemühen, nämlich von den Predigern und Kirchenvorstehern sich vortheilhafte Zeugnisse über Charakter und Talent zu verschaffen.

Verfertiger chirurgischer Instrumente.

Ihrer sind noch wenige da, obgleich man nach ihnen in den Großstädten verlangt. Auch die vollständigsten Bestecks, welche aus Europa eingeführt werden, können niemals alles das enthalten, was je nach Umständen bei chirurgischen Operationen und Kuren nothwendig wird. Allerlei Arten von Messern und Schneidezeug werden dagegen in den Fabriken vortrefflich ver-

fertigt oder aus Europa eingeführt. Nur aber wer ein glänzendes Schaufenſter voll feiner Stahlwaren vollzulegen hat, kann auf Abſatz rechnen. Dem einwandernden Handwerker ſteht nicht allein die große Konkurrenz der Fabriken, ſondern auch das im Wege, daß das Suchen nach guten Waaren ſich auf einige große Geſchäftsſtraßen beſchränkt. In dieſen aber ſind die Läden ſchon beſetzt und der Ankömmling, der in die hintern Straßen muß, ſieht ſeine Waaren gar nicht bekannt werden. Will er ſie an den Mann bringen, ſo muß er den großen Ladenhaltern den beſten Theil des Gewinnes laſſen.

Mechaniker, Uhrmacher, Optiker, Gold- und Silberarbeiter.

In den Vereinigten Staaten gehen die Geſchäfte der Vorgenannten in einander über. Bei weitem die meiſten Sachen, welche ſie in Deutſchland verfertigen, werden in Amerika importirt und damit handelt dann jeder, wie man denn überhaupt dort Kaufmann für alles iſt. Das eigene Arbeiten in dieſen Fächern beſchränkt ſich dagegen größtentheils auf Reparaturen, iſt aber trotzdem ſehr einträglich.

Die Gehäuſe zu den Uhren, welche die Amerikaner, denen ja Zeit Geld iſt, in Unzahl brauchen, werden in den Vereinigten Staaten ſelbſt fabrikweiſe hergeſtellt und das importirte Uhrwerk wird dort ſelbſt hineingeſetzt. Ein Schaufenſter voll glänzender Uhrgeſtelle und höchſt zierlicher Damenührchen mit einem Lager recht ſolide gearbeiteter Taſchenuhren, Brillen, Fernrohren, Gold- und Silberarbeiten an einer der Hauptſtraßen kann ſeinem Eigenthümer viel einbringen.

Phyſikaliſche Inſtrumente werden ſehr reichlich ſowohl in Schulen, als von Privaten gebraucht. Die gewöhnlichſten derſelben kommen aus den Fabriken; will man etwas Vorzügliches haben, beſtellt man es in Europa. Ein Optiker und Mechaniker muß daher vor allen Dingen Händler ſein. Erſt wenn er durch ausgezeichnete Inſtrumente eigener Arbeit die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat, was gar nicht leicht iſt, kann er den bloßen Zwiſchenhandel in den Hintergrund treten laſſen. An Reparaturarbeiten wird er aber keinen Mangel haben.

Schmuckſachen und Silbergeräth werden in außerordentlicher Menge gekauft, hauptſächlich aber nur franzöſiſche Waaren oder was dafür ausgegeben wird. Ein Gold- und Silberarbeiter aber, der den amerikaniſchen Geſchmack recht zu treffen weiß, wird

aber auch die Konkurrenz mit den französischen Waaren bestehen können, jedoch bedarf er zum Beginn seines Geschäftes, weil er damit gleich stark auf den Markt treten muß, einigen Kapitals. Auffallend ist aber, wie wenig der Amerikaner Bijouterie, Geräth und Festgeschenke nach eigenen Ideen bestellt.

Buchhändler.

Der deutsche Buchhandel, den man noch vor nicht langer Zeit für die Vereinigten Staaten für so gut als unmöglich erklärte, hat in den letzten Jahren zahlreiche Vertreter gewonnen. Indessen können nur einige wenige bloß vom Buchhandel existiren, die andern müssen im Buchladen auch zugleich ein Lager von Gold- und Silberfedern, Schmuck- und Porzellansachen, Uhren, Flinten, homöopathischen Medizinkästchen und dergl. unterhalten und ihr Schaufenster immer vorzüglich glänzend auslegen. Der deutschen Literatur muß erst durch Herumtragen und persönliches Empfehlen der Bücher, durch Lesezirkel und fortlaufende Anzeigen und Auszüge in den Blättern Bahn gebrochen werden. Zur Zeit möchte übrigens das Fach des deutschen Buchhandels an den Hauptplätzen dafür bereits reichlich besetzt sein.

Gewerbe, Handel und Spekulationen.

Die zuletzt erwähnten Geschäfte standen schon mitten im regen Handelsverkehre. Dieses beherrscht in Amerika in ganz anderm Maße als in Europa alle Thätigkeit, welche sich auf Erzeugung und Beförderung von irgend etwas erstreckt, was sich als Waare denken läßt. Nicht die Anfertigung des Feinen, durch Kunst und Stoff besonders Werthvollen bringt den Gewinn, sondern daß dasjenige, was die Menge braucht, in Masse billig erzeugt und beschafft, und zur rechten Zeit geschickt auf den Markt geworfen wird. So ist z. B. der Handwerker in den europäischen Großstädten jetzt dem Fabrikanten und Kaufmann zwar auch schon nahe gerückt, aber in Amerika muß er gleich diesen immer den ganzen Markt im Auge haben und auf demselben mit Waaren und Preisen operiren; er muß gehörig Buch führen, und auf die Beziehung der Rohprodukte, den Wechselverkehr, den Stand des Geldmarktes wachsam sein, Kredit geben und nehmen, im Großen beziehen und verschicken auf weite Entfernungen. Wie für jeden, der in den Vereinigten Staaten als Arzt, Jurist, Lehrer u. s. w.

vorwärts kommen will, es eine goldne Regel ist: „Mache dich geltend, keiner sucht dein Verdienst auf, wenn du es nicht vor der Welt leuchten läßt", — so muß sich jeder, der eine andere Beschäftigung treibt, sagen: „du bist ein Kaufmann, der auf dem Markte ausstehst, du mußt deine Waaren den Käufern so glänzend und in solcher Fülle entgegenstellen, daß sie schon von weitem sie erkennen und zu dir kommen." Wer dazu nicht Kapital, Kredit und Geschick hat, der muß als Handwerker für einen andern Unternehmer oder eines andern größern Laden arbeiten, oder als Kaufmann sich auf ein kleines solides Geschäft beschränken, welches zwar nur kleine Ersparnisse abwirft, aber vielleicht weil der Umsatz von Waaren und Geld in Amerika rascher vor sich geht, den kleinen Gewinn, der oft wiederholt wird, zuletzt doch zu einem größeren macht.

Die Vereinigten Staaten bieten ein weites freies Feld, auf welchem man durch keine peinlichen Rücksichten und Erinnerungen der Heimath zurückgehalten, durch keinerlei kleinliche Hindernisse beschränkt wird, welche etwa in der gesellschaftlichen und politischen Verfassung liegen: seine Kräfte alle kann man versuchen und jeden praktischen Gedanken, wenn man schlau und thätig ist, auch bald in Geld umsetzen. Aber darin versehen es nicht wenige der gebildeten Einwanderer, daß sie auf dem bewegten Gebiete der Vereinigten Staaten bei der Leichtigkeit, etwas in's Werk zu setzen, auch auf Sicherheit rechnen, es durchzuführen. Wie viele Ideen zu großen Anlagen und industriellen Unternehmungen mögen sich in Deutschland in den Köpfen rühren! In Amerika denkt man sie auszuführen und schnell reich zu werden; wenn die eine Sache fehlschlage, meint man, werde der erfinderische Kopf schon eine neue an die Hand geben. In Amerika, darauf vertrauen solche Männer, müßten sie endlich doch durchdringen. Sie landen an, sie sind anfangs, man erlaube den Ausdruck, verblüfft, ein so mächtiges Handels- und Gewerbetreiben hatten sie sich nicht vorgestellt. Allmälig finden sie sich zurecht und glauben den richtigen Punkt zu sehen, wo sie Thätigkeit und Kapital ansetzen: sie wagen und im Umsehen ist ihr Geld weg. Nun sind sie genöthigt, bei den Spekulationen anderer als Agenten zu helfen und mit den kleinen Abfällen vorlieb zu nehmen, sie werden gewitzigt, mit dem Erworbenen unternehmen sie nun schon sicherer etwas Neues, die Sache gelingt, da kommt ein unvorhergesehener Zufall, eine Handelskrisis, ein

paar Bankerotte angesehener Häuser, Störungen und Krankheiten in der Familie, welche die Wachsamkeit lähmen, und wiederum ist der größte Theil des Vermögens verspielt. So bleiben nicht wenige geschiedte Männer, die mit Vermögen und Unternehmungslust einwanderten, lange Jahre hindurch, vielleicht auch immer auf den untern Posten der großen Handelswettbahn sitzen. Sie täuschten sich darin, daß sie, in beschränkten, streng geordneten Zuständen erzogen, sich sogleich jene bewegliche Kühnheit, Verschlagenheit, und unermüdliche rasche Thätigkeit, jene Weitsichtigkeit und Kenntniß des Terrains zutrauten, in welchen der Amerikaner von Jugend auf eingeschult ist.

Der muß in der That schon eine gewisse schöpferische und beharrliche Kraft besitzen, der als Einwanderer in den Vereinigten Staaten mit großen Unternehmungen in Handel und Gewerben durchdringen will. Die Amerikaner sind einmal die geborenen, die nimmermüden Spekulanten. Man thut ihnen Unrecht, sie Industrieritter zu nennen, sie sind die Ritter der Industrie. Sie erfinden im Handel, sie schaffen neue Erwerbszweige, neue Handelsgebiete. Bei ihnen kann sich Handel und Gewerbe noch gar nicht in so geordneten und festen Geleisen wie in Europa bewegen. Ihr eignes ungeheures Landgebiet ist noch lange nicht durchforscht oder erschöpft, und hinter diesem liegen die Inseln und Küstenlande des unermeßlichen stillen Oceans, so wie Südamerika wie reiche Goldländer vor ihren Augen, ihr unternehmender Geist wächst riesig mit der Ausdehnung ihres Handels. Da gilt es nicht, in einem bekannten Zweige, der sich ganz übersehen läßt, ein Geschäft anzufangen, vorsichtig darin weiter zu arbeiten, das Ersparte zurück oder bedächtig wieder anzulegen und so langsam Vermögen anzusammeln. Im Großen gewinnt und verliert der Amerikaner, er macht auf noch ungewissen Grundlagen die kühnsten Pläne und setzt sein Vermögen daran, unternimmt dafür ungeheure Reisen, trägt Gefahren und Mühen wie Spielwerk, ist niemals verzagt, nie durch Unglück niedergeworfen. Es ist ein rechter Eroberungsgeist in seinem Handelstreiben, er hat in seinen Unternehmungen den Ungestüm und die Großmuth, den Leichtsinn und all die Listen des Eroberers.

So ist auch die eigenthümliche Erscheinung erklärlich, daß große Spekulationen, an welchen das ganze Volk theilnimmt, periodisch eine der anderen folgen und fiebergleich rasch um sich greifen. Es taucht irgend eine Idee auf, einige bemächti-

gen sich ihrer und schreien sie aus, die Menge wendet sich ihr zu, man wagt in Hast und strengt alle Kräfte an — Hunderte gewinnen, Tausende verlieren — der Aufschwung läßt nach, es tritt eine Schwäche und Ungewißheit ein — das Unternehmen wird aufgegeben und nach kurzer Zeit wenden sich frische und alte Handelsspieler einer neuen Spekulation zu. Diese großen Spekulationen aber, so viel scheußliche Unsittlichkeit sie auch verbreiten, bringen materiell das Land vorwärts. Den Hauptgewinn dabei machen nur einige wenige durchtriebene Schlauköpfe; der übrigen, welche vielleicht ihre ganze Habe verloren, achtet man kaum, weil der Fall zu gewöhnlich ist. Aber das Land ist jedesmal um eine wichtige praktische Lehre, um einen Erwerbszweig, um Kanäle, Bergwerke u. s. w. reicher geworden. Jetzt z. B., wo so viele Kapitalien aus Europa nach den Vereinigten Staaten gehen und das kalifornische Gold dazukommt, herrscht ein wahrer Eisenbahnschwindel, ungeheure Strecken sind zugleich in Angriff genommen, die eine Gesellschaft will die andere übereilen, — man kann vorhersehen, daß dieser Schwindel über Kurzem zusammenbricht und Unzählige arm macht, — aber die Eisenbahnen hat das Land dann gewonnen und der Verkehr im Großen hat sich gehoben. Ebenso geht es mit den Spekulationen der Einzelnen. Wenn der Unternehmer selbst auch fällt, weil er auf seinem neuen Gebiete noch unbekannt ist, so hat er doch andern die Bahn gebrochen und den Unternehmungsgeist erweitert, seinen Nachfolgern, welchen seine Erfahrungen zu Gute kommen, gelingt der Anlauf zu den Schätzen, die er in Aussicht gestellt, vielleicht besser. So geht es mit dem amerikanischen Handels- und Gewerbswesen schwungweise voran, alle Theilnehmer springen gleichsam und alle fallen mehr oder weniger, aber das Volk kommt jedesmal auf eine höhere Stufe der Industrie zu stehen.

Großhändler, Ladenhalter, Krämer.

Dem Neuling auf diesem schwankenden Boden bleibt daher nichts anders übrig, als von bedeutenderen kaufmännischen und industriellen Unternehmungen vorab gänzlich abzustehen und erst die Personen, mit denen er verkehren will, die Waaren und Produkte sammt ihren Quellen und Vertriebsweisen, die verschiedenen Handelsplätze und ihre Transportmittel wohl zu studiren. Und das kann nur geschehen, wenn man sowohl in fremden Geschäften, ohne seine eigenen Pläne unzeitig zu

Markt zu tragen, als Gehülfe einige Zeit arbeitet, als auch Reisen macht in das Innere des Landes. Dann aber wird man auch schon das geeignete Geschäft und den rechten Platz dafür entdecken. Soviel auch die amerikanischen Geschäftsleute in ihrem Lande bereits ausgekundschaftet und in Betrieb gesetzt haben, so viel läßt sich noch ausfinden. Die Bevölkerung nimmt reißend zu, in früher öden Gegenden blühen in wenigen Jahren Städte und weite Ansiedelungen auf, Verkehrsmittel für den inneren und äußeren Handel werden täglich vermehrt, an Verbindungen und Absatzwegen nach entfernten Ländern täglich neue eröffnet. Ueberblickt man den ganz eigenthümlichen Handelsgeist des ganzen Volkes, die Größe seines Gebietes, dessen Lage zwischen zwei Meeren, die jetzt noch so dünne aber in geometrischen Verhältnissen wachsende Bevölkerung: so bietet sich von selbst der Gedanke dar, daß das alles erst der Anfang zu der großen Handelswelt ist, welche sich hier entwickeln und auf eine noch von Wenigen geahnte Weise in die Weltgeschichte eingreifen wird. Hier ist für den gescheidten und thätigen Mann noch Platz genug, wo er sein Geld anlegen und damit gewinnen kann, wenn er erst einmal feststeht. Noch immer bietet der persönliche Kredit außerordentliche Hülfsquellen dar, und ihn genießt vorzugsweise der junge Kaufmann, welcher Verstand und Festigkeit zeigt. Kühnen Handelsgeist hat auch der Deutsche, wenn er sich einmal frei regen kann; und wenn ihm nicht die rücksichtslose Wagelust beiwohnt, welche den gebornen Amerikaner Reichthümer gewinnen oder verlieren läßt, so geht er dafür geraden und starken Schrittes auf sein Ziel los und führt mit der ihm angebornen Ausdauer und Vorsicht das einmal Angefangene auch sicherer zu dem Ende, wo er es gehörig ausbeuten kann.

Auf solchem Wege haben die deutschen Großhändler in den amerikanischen Städten sich zu der bedeutenden und ehrenwerthen Stellung emporgearbeitet, welche sie in der amerikanischen Handelswelt einnehmen. Ihnen eifert jetzt in denselben Städten und Geschäften eine Menge jüngerer Leute nach. Diese finden den Weg zum Reichthum aber schon viel schwieriger, als ihre Vorgänger. Das Importgeschäft ist reichlich besetzt. Ohne sich auf Geschäftsgemeinschaft mit europäischen Häusern und auf einen umfassenden und genauen Ueberblick der amerikanischen Geschäfte und Bedürfnisse zu gründen, wird ein Unternehmen, welches auf Einführen europäischer Waaren im Großen berechnet ist, nicht leicht mehr gelingen, eher dagegen

ein kleineres Importgeſchäft in Weinen, Luxuswaaren und dgl. Man richtet jetzt ſeine Blicke auch vorzugsweiſe auf die täglich wachſende Ausfuhr amerikaniſcher Bodenerzeugniſſe. Wer längere Zeit in Amerika gelernt hat, findet bald ein Handelsgeſchäft in den Städten aus, und einen Partner, mit dem er ſich aſſoziirt: dann wird eben verſucht, ob die Sache geht.

Viel eher wird ein Anfänger zu einer geſicherten Exiſtenz kommen, wenn er ins Innere des Landes ſich verfügt und an einem kleineren Orte einen Laden aufthut, wozu einige hundert Thaler baar hinreichen. Die eingeführten oder in den Staaten ſelbſt fabrizirten Waaren werden nämlich durch eine unzählige Menge von Läden (Stores) durch das Land verbreitet. In den Städten ſind ſie noch je nach ihrer Art in beſtimmte Kaufläden geſchieden; je weiter von den Städten, deſto mehr ſammeln ſich in einem Laden, bis endlich auf den entfernteren Plätzen ein Ladenhalter alles Mögliche, was Menſchen und Thiere brauchen können, möglichſt zuſammen haben muß: Kleidung und Schuhe, Meſſer und Scheeren, Gewürze und Medizin, Sättel und Feldgeräth, Mehl und Kartoffeln, Bücher und Papier. Als Bezahlung muß er theilweiſe auch Korn, Häute, Ahornzucker, Rauchfleiſch u. dgl. annehmen; doch kommt die Baarzahlung immer mehr in Gebrauch. Der kleine Ladenhalter nimmt ſeine Sachen von dem größeren, der etwa 20 oder 50 Meilen weiter in der Stadt ſeine Geſchäfte macht; dieſer reiſet im Frühjahr und Spätherbſt nach den Seeſtädten und kauft ein, entweder gegen baar auf den großen Auktionen, oder gegen theilweiſen Kredit von den Großhändlern und Fabrikanten. Von einem ſolchen kleinen Allerweltsladenhalter auf dem Lande hat ſich ſchon Mancher zum Beſitzer der weitläufigen und wohl aufgeſchmückten Läden z. B. von Oefen oder Porzellan- und Glaswaaren oder Steingutwaaren, Kinderſpielſachen, Hüten, Modeſachen u. ſ. w. aufgeſchwungen, wie man ſie in großer Pracht und Mannigfaltigkeit in den Hauptſtraßen der Städte ſieht. Mancher fing auch als Krämer (Grocer) an; er miethete ſich einen Laden mit einem Zimmer an einer Straßenecke, erhielt Kaffee, Zucker und Gewürz von den Kaufleuten, Getränke von den Brauern und Deſtillateurs, Seife, Lichter, Knöpfe u. dgl. von den Fabriken, großentheils auf Kredit, kaufte Kartoffeln und andere Früchte nebſt Schinken und Fettwaaren auf dem Markte, ſtellte Beſen und Tonnen zum Zeichen ſeines Geſchäfts vor die Thür, verkaufte dann in kleinen Partien wieder mit ziemlichem Vortheil,

bis er so viel Geld erspart hatte, daß er zu einem größeren Geschäfte übergehen konnte.

Fabrikanten.

Wer mit der Absicht über die See gefahren ist, in den Vereinigten Staaten eine Fabrik anzulegen, hat der Erfahrung nach viel weniger Erfolg, als den die Umstände und sein Verstand dort allmälig zum Fabrikunternehmer gemacht haben. Die Inhaber der größten Fabrikanlagen in den Vereinigten Staaten waren in der Regel in ihrer Jugend ohne alles Vermögen. Die meisten Fabrikzweige sind aber auch bereits von großen Kapitalien in Beschlag genommen. Für Unternehmer mit kleineren Kapitalien möchten sich nur noch im Westen einträgliche Geschäfte finden, wenn sie die Art und Menge ihrer Erzeugnisse nach dem Bedürfnisse der Umgegend und nach dem Umfange der dortigen Transportmittel einrichten. In den westlichen Staaten sind im Ganzen verhältnißmäßig noch wenige Anlagen der Art und die Fabrikwaaren werden dort, weil sie die Fracht von Osten her tragen müssen, um so viel theurer verkauft. Namentlich wird der Nordwesten jetzt rasch bevölkert, und seine Bewohner brauchen dasselbe, was im Osten verlangt wird. Am ersten läßt sich in den Zweigen Fuß fassen, welche sich mit der Bearbeitung der Rohstoffe, die an Ort und Stelle billig zu kaufen sind, beschäftigen, wenn die Waare sich schnell machen läßt und der gewöhnliche Mann sie täglich braucht. Dahin gehört die Verfertigung gröberer Wollenzeuge, des Fensterglases und der Gläser für die Haushaltung, des Steinguts, der Farben, der Seife und Lichter, der Tabake und Cigarren, der Zimmermanns- und Ackergeräthe. Dagegen würde sich im Westen viel weniger die Herstellung feinerer Waaren lohnen, welche entweder für die Fracht nicht schwer in's Gewicht fallen, oder nur von Reicheren gebraucht werden. Natürlich können in allen solchen Beziehungen nur Andeutungen gegeben werden, das Selbstsehen und Selbstprüfen an Ort und Stelle ist die Hauptsache.

Handlungslehrlinge.

Besonders mögen hier noch die große Menge von Handlungsgehülfen und Handlungslehrlingen erwähnt werden, welche jährlich aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten geht. Finden sie eine Stelle in einem Comtoir oder Laden, so er-

halten sie ein ziemliches Gehalt, bringen es aber auch gewöhnlich durch und machen Schulden obendrein. Meist sind sie von einer albernen Wuth ergriffen, für vornehme Herren zu gelten, putzen sich mit breiten Goldsachen heraus, schämen sich, ein deutsches Wort hören zu lassen, und schließen sich an junge Amerikaner vom Handelsfache an, um es ihnen in den frechsten Vergnügungen gleich zu thun; sie äffen deren republikanischen Trotz nach, aber noch lieber deren wilde Gemeinheiten. Verhältnißmäßig wenige deutsche Commis benutzen gleich den deutschen jüngeren Handwerkern die vortreffliche Gelegenheit, in den amerikanischen Städten, wo ihnen so viele Bildungsanstalten offen stehen, sich Kenntnisse aller Art zu erwerben, sich mit dem Gang des Welthandels, den man nirgend besser als in Amerika überschauen kann, vertraut zu machen, und die Wirkungsweise und Erfolge der dortigen Staatseinrichtungen zu beobachten.

Sehr schwer hält es aber für einen deutschen Handlungslehrling, erst eine Stelle zu finden. In Amerika, wo so viel Gesindel zusammenläuft, ist es schon lange bei den deutschen Handlungshäusern Sitte geworden, die für sie brauchbaren jungen Leute gleich in Deutschland durch Geschäftsfreunde annehmen zu lassen. Wer daher keinen Verwandten oder Freund seiner Familie unter ihnen hat, kann mit voller Gewißheit darauf rechnen, daß alle seine Stellengesuche abgewiesen werden, und wäre er auch befrachtet mit Empfehlungsbriefen. Gewöhnlich gesellt er sich dann der auffallend großen Anzahl seiner Unglücksgenossen zu, welche warten und warten, bis sie zu den gröbsten Arbeiten ihre Zuflucht nehmen müssen, um ihr Leben zu fristen. Klüger würde er handeln, wenn er mit dem wenigen mitgebrachten Gelde gleich in's Innere des Landes ginge, sich umsähe und sofort auf eigene Rechnung kleine Handelsgeschäfte machte. Ein junger Mann z. B., der eben in New-Orleans gelandet, hört in St. Louis, daß dort die Zwiebeln das Büschel zu 1 Dollar gekauft und gesucht werden; auf seiner Weiterreise in Galena erkundigt er sich bei den Farmern, welche mit Zwiebeln auf dem Markte ausstehen, wie theuer sie dort und auf ihren Farmen verkaufen. Jetzt miethet er sich Pferd und Wagen, fährt bei den Farmern auf ein Paar Meilen von der Stadt umher, kauft eine Ladung Zwiebeln, das Büschel zu ¼ Dollar, kauft Fässer und Säcke, packt die Zwiebeln ein und fährt mit dem nächsten Dampfschiff nach St. Louis; dort stellt er sich mit seinen Zwiebeln auf den Markt oder bietet sie

in den Gasthöfen an, und macht vielleicht in drei Fahrten seine 300 Dollars in dem Zwiebelgeschäft. Mit diesem Gelde legt er nun irgendwo einen kleinen Laden von gangbaren Sachen an, die sich rasch umsetzen, verdient dabei und schafft sich nach und nach mehr an, nachdem er gemerkt hat, was sich am besten verkaufen läßt. Einige Jahre weiter, so gründet er mit dem erworbenen Gelde ein größeres Kaufgeschäft in einer bedeutenderen Stadt, die Sendungen aus den östlichen Staaten werden stärker und gewinnreicher, zuletzt wagt er es schon, durch ein Handlungshaus in Europa sich Waaren schicken zu lassen. Natürlich verrechnet er sich manchmal, geräth mit Anderen in Verbindung, deren luftige Spekulationen auch seinen Ruin nach sich ziehen, aber trotz wiederholten Fehlschlagens seiner Pläne arbeitet er sich immer wieder hervor und sieht sich im höheren Mannesalter endlich als Herrn ausgebreiteter Geschäfte und Besitzungen.

Amerikanische Aristokratie.

Männer dieser Art, welche durch die Hülfsmittel, die sie in ihrem eigenen unverdrossenen Geiste fanden, von unten auf sich zu Reichthümern heraufgearbeitet haben, geben den Grundstock ab zur amerikanischen Aristokratie. Feste ererbte Vermögensmassen, welche über eine Familie einen hundertjährigen Glanz verbreiten, sind in den Vereinigten Staaten selten. Man darf überhaupt die amerikanische Aristokratie nicht nach europäischem Maßstabe messen. Ihre alleinige Grundlage ist kolossaler Reichthum; sobald eine Familie diesen verliert, ist sie auch sofort und von selbst aus der Aristokratie ausgeschieden. Erlauchter Adel ohne Dollars, Künstler- oder Dichterruhm ohne Reichthum geben noch keinen Platz in dieser Aristokratie. Aber es muß auch etwas Anderes hinzukommen: der Reichthum soll eine gewisse bestimmte Herkunft haben. Ist er durch Handwerk, Kaufmannschaft im Kleinen oder sonst ein Gewerbe der Art zusammengebracht, so wird sein Eigner, und wenn er Millionär wäre, nicht zur Aristokratie gerechnet, nur seine Töchter werden durch Heirathen gern in dieselbe aufgenommen. Die amerikanische Aristokratie hat vielmehr drei Klassen. Am obersten stehen die Familien, welche großen Landbesitz, Renten und Häuser von einer Reihe Vorfahren ererbten; diese wenden alle erdenkliche Kunst und Mühe an, ihre Abstammung auf irgend eine europäische altadelige Familie zurückzuführen, und halten

sich Diener in halber Livree, wenn es auch nur ein paar Neger oder farbige sind. Nach ihnen kommen diejenigen, welche durch Großhandel, ausgedehnte Fabriken, Eisenbahn-, Bank- oder Börsenspekulationen Hunderttausende aufgehäuft haben. Die dritte Stufe nehmen Richter, Advokaten, Aerzte, Prediger, Professoren, Zeitungsredakteure ein, aber unter der Bedingung, daß sie gesicherte bedeutende Einkünfte haben. Aristokratie dieser Art ist auch im Westen gleich da, sobald eine Gegend bevölkert wird, und es ist merkwürdig, wie schnell sich in jeder Stadt, wenn sie kaum zehn Jahre alt ist, einige reichere und ältere Familien von den übrigen gesellschaftlich absondern, und wie durch ein geheimes Band verbunden, ihren Angehörigen Vortheile und Uebergewicht unter der anwachsenden Volksmenge zu verschaffen suchen. Die Ehre, in solche Familien eingeführt zu sein, schätzt mancher junge Amerikaner eben so hoch als der Engländer das Vorrecht, zu Zeiten mit einem Lord zu verkehren. Fragt man nun, worin diese Aristokratie sonst ihr Leben finde, so kann man nicht vorzugsweise auf höhere Bildung, Kunstsinn, besonders feines Benehmen, große und elegante Gesellschaften hinweisen. Das findet sich selbstredend zwar auch mehr oder weniger, aber es steht in zweiter Reihe; die Hauptsache und vornehmste Sorge ist eine strenge wahrhaft lächerliche Absonderung vom übrigen Volke in mancherlei Beziehungen. Es ist ja überall so, je unbedeutender der innere Werth und geistige Reichthum eines Ehrsüchtigen ist, desto ernstlicher sucht er sich durch bloße Absonderung von dem übrigen Volke hervorzuheben, zu seinem Glücke besitzen wirklich die meisten Menschen darin einen Schatz von natürlicher Dummheit, daß sie gern annehmen, es müsse jemand vorzüglicher sein als sie, weil er es selbst glaubt und sich mit ihnen nicht gemein macht. So nimmt es denn eine amerikanische Dame dieser Klasse als eine Beleidigung auf, wenn ihr Fuß jemals einen der schmutzigeren Stadttheile, wo Handwerker und Arbeiter wohnen, berührt haben soll. Ein Schrecken ergreift die Gesellschaft, wenn es ruchbar wird, daß ein Anwesender nicht zum höchsten Preise im Theater oder auf einem Schiffe gewesen, oder in einem nicht vornehmen Gasthofe gewohnt hat. Man muß sich hüten, nur in der Woche einmal an einem Vergnügungsorte gesehen zu werden, der Sonntags auch wohl vom Volke insgemein besucht wird. Früher rief auch eine philosophische Aeußerung in Religionssachen oder ein beißendes Wort über das mancherlei Komische in den Landessitten ein

Verbannungsurtheil hervor; jetzt wo so viele gebildete Europäer nach Amerika und Amerikaner nach Europa gekommen sind, hat sich das wenigstens in den Seestädten gemildert; im Westen lebte man überhaupt freier von Anfang an. In den östlichen Städten gilt noch jetzt in vielen fashionablen Kreisen der Besuch des Theaters für etwas Unanständiges. Hierher gehört auch die Geschichte von der Dollarsseite und Centsseite der Hauptstraße in Newyork, der Broadway. Nur auf der einen, der Dollarsseite, ist es für eine Dame von Ton anständig zu gehen, und erst in jüngster Zeit durfte unter großem Aufsehen der erste Modehändler es wagen, von der Dollarsseite sich auch auf die Centsseite überzusiedeln, indem er quer über die Straße einen breiten schönen Steinweg legte. Sonderbarkeiten dieser Art kann man bei den gesellschaftlich so verschränkten Engländern begreifen, mitten im freien Bürgerthume der Amerikaner fallen sie doppelt lächerlich auf.

Kommt nun ein Fremder in diese exklusiven Kreise, so gefällt ihm die leichte Beweglichkeit des Umgangs, die Herzlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks, der Schimmer und die lebhafte Anmuth der Frauen, und der männliche Ton, wenn auf Politik das Gespräch kommt, was jedoch, so lange Damen anwesend sind, nicht überall zum guten Ton gehört. Aber allmälig vermißt er den feineren belebenden Reiz der Unterhaltung, welche Weltbildung und selbstständige Lebensanschauung zur Grundlage hat, und merkt bei aller Kraft und Lebhaftigkeit, doch eine gewisse geistige Nüchternheit und Eintönigkeit; es bleibt immer bei einer guten ehrlichen Hausmannskost mit viel Gewürz und wenig Geschmack. Welche gebildete deutsche Frau vermöchte z. B. einen Tag wie den andern ein Hauptvergnügen darin zu finden, ein paar Stunden lang, gleichsam getrieben von stillem innern Handelsgeiste, von einem Modeladen zum andern zu gehen, die neuen bunten Stoffe zu beschauen und deren Preiswürdigkeit zu erörtern, oder zu ihrem Privatvergnügen viermal des Tages den vollen Putz zu wechseln. Die Kunst fängt unter den Nordamerikanern erst an zu keimen, die Literatur versucht die ersten Flügelschläge, die Wissenschaft sammelt eben erst Kräfte. Dagegen geht noch leibhaft umher der alte störrische Puritanismus mit dem kalten Herzen und verzerrten Geschmacke, jenes unerträgliche Pharisäerthum, welches hauptsächlich durch die Leute aus den Neuenglandstaaten, die Yankees, in den Vereinigten Staaten so heimisch geworden ist.

Keiner hat das Leben in den dortigen höheren Kreiſen ſchärfer gezeichnet, als Cooper. Er krankte heimlich, wie mancher andere Amerikaner aus alter Familie, an der Narrheit, den Ton ächt-engliſcher Ariſtokratie um ſich zu verbreiten, und übergoß mit ſcharfer Lauge die Sitten der einheimiſchen „Stockfiſch- und Pökelfleiſch-Ariſtokratie" der reichgewordenen Kaufleute. Das ärgerte unſäglich und man konnte es ihm bis zu ſeinem Tode nicht verzeihen; jetzt wollen Freunde ſeinem Genius ein Denkmal ſetzen.

Etwas aber erhebt die amerikaniſche Geſellſchaft über jede andere, es iſt der friſche Hauch der Freiheit, die lebhafte Strömung des öffentlichen Lebens, welche ſich bis in die engſten Kreiſe hinein bemerklich machen. Bei uns iſt jedes gute Ding im Leben nur zu erringen, wenn man ſich ihm mit Neigung und Aufopferung hingiebt, denn es iſt auch werthvoll und jedes eigen in ſeiner Art: in Amerika fehlt die Originalität der Charaktere, Bedürfniſſe und Genüſſe, aber was man dort hat und iſt, das ſteht unmittelbar den kräftigenden Einflüſſen des Volkslebens offen. Man giebt ſich dort nicht gefangen an ſtille genußreiche Häuslichkeit, an Wiſſenſchaft und Naturſtudien, an Liebe, Freundſchaft oder Poeſie, das alles ſteht unter dem Willen des Amerikaners, er baut es ſich auf, wo es ihm zum Leben dient, und bricht es wieder ab, wo es ihn einengt oder ihm nicht mehr gefällt. Er dient nur dem großen Ganzen, die politiſchen, induſtriellen, religiöſen Fragen, welche ſein Land bewegen, ſind ſeine eigenſten Angelegenheiten. Deshalb trägt jeder Amerikaner, trotz des Mangels innerer Originalität, ein reges Lebensgefühl in ſich, weil er immer ſich weiß und fühlt im großen Ganzen; man kann alles von ihm abſtreifen, aber dies zähe lebendige Mannesbewußtſein läßt ſich weder tödten noch demüthigen. Deshalb herrſcht in der amerikaniſchen Geſellſchaft trotz des Mangels feiner geiſtiger Genüſſe dennoch eine freie, ja großartige Anſchauung der Dinge. Man blickt auf Welt und Menſchen nicht aus einem engen Kreiſe heraus, deſſen Umzäunungen den Horizont beſchränken und deſſen Gewohnheiten das Urtheil färben, ſondern man bewegt ſich wie auf einer Hochebene, von der man die Bewegungen des eigenen Volkes und anderer Länder überſchaut. Es weht eine kühle feine Luft in den höheren Schichten der amerikaniſchen Geſellſchaft, aber es iſt ſtärkende Bergluft. Die Vereinigten Staaten ſind nicht bloß für junge

Kaufleute aus Europa eine Hochschule des Welthandels; es möchte für manche Länder auch ein Gesetz nützlich sein, nach welchem jeder angehende Staatsmann erst wenigstens ein Jahr lang in den Vereinigten Staaten studiren müßte, wie man da das einfach Vernünftige und Praktische ausführt. Auch die Frauen dort sind mit den Zuständen und Bedürfnissen ihres Volkes wohl vertraut und erhalten durch die Gewohnheit, die Dinge nach ihrem Werthe für das Land zu betrachten, einen Antrieb zum Handeln.

Reiche Auswanderer.

Es giebt nun auch hin und wieder Reiche, welche aus politischen Gründen genöthigt, oder aus bloßer Europamüdigkeit mit ihrem Vermögen nach Amerika übersiedeln. Wenn das Vermögen soviel beträgt, daß sie damit auch in Deutschland ein schönes Rittergut kaufen könnten, so werden sie, statt in den amerikanischen Städten von ihren Renten zu leben, sich am besten befinden, wenn sie sich in den Staaten Newyork, Virginien, Pensylvanien einen Landsitz kaufen. Dort giebt es viele Familien, welche etwa nach der Weise der englischen Landedelleute leben, und gerade in ihren Kreisen ist bei Kenntnissen und feiner Bildung der edlere amerikanische Geist zu Hause. Unterhaltung auf die Dauer wird man aber nur finden, wenn man mit Leichtigkeit sich in die amerikanischen Interessen hinein lebt und regen Antheil daran nimmt. Ohne dies würde man derjenigen Anregung entbehren, welche der gebildete Deutsche zur Frische und Heiterkeit des Geistes bedarf. Es möge hier auch noch etwas Untergeordnetes erwähnt werden. Der verwöhnte Europäer wird sich trotz Austern und Kapwein doch niemals mit der amerikanischen Küche aussöhnen, auch der Mangel an Dienerschaft wird ihm empfindlich fallen. Er muß schon einen bedeutenden Aufwand aushalten, wenn er ein paar weiße Diener im Hause haben will. Deutsche oder irländische Hausmädchen sind zwar immer zu miethen, aber man hat sich wohl in Acht zu nehmen, ihnen all' die Arbeiten anzumuthen, die sie hier thun; sie wollen ebenfalls fein hergehen und verlangen außer dem freien Sonntag noch einen oder den andern Abend in der Woche, um ihre Freundinnen bei sich zu bewirthen. Die Achtung vor dem Menschen, welche sich in diesen Sitten kund giebt, ist gewiß ein Ehrenzeichen für Amerika, aber deutschen Familien wird es anfangs

ſchwer, ſich an die richtige Behandlungsweiſe der Hausdienerſchaft in Amerika zu gewöhnen.

Außer dieſen, welche durch Vermögen und Stellung ſich von vorn herein zur amerikaniſchen Ariſtokratie rechnen, und den früher Bezeichneten, welche ſich bis dahin heraufarbeiten, ſind noch einige Klaſſen zu erwähnen, welche in Europa in den höheren Kreiſen verkehren.

Gelehrte.

Der Gelehrte entbehrt in den Vereinigten Staaten der literariſchen Luft, welche er zur Anregung bedarf. Er findet ſich dort vereinſamt unter einer Menge ehrenwerther Leute, von denen ihn aber keiner verſteht. Nicht wenig von dem, was in Deutſchland mit ſo außerordentlichen Opfern von Zeit und Lebenskraft gelernt wird, iſt in Amerika geradezu nicht an den Mann zu bringen, Bücher darüber fänden weder Verleger noch Leſer. Ein deutſcher Juriſt überſetzte vor ein paar Jahren dort Mackeldey's Lehrbuch des römiſchen Rechts, erhielt wirklich von bekannten dortigen Juriſten einige Empfehlungen des Buches für die Zeitungen, ließ es auf ſeine Koſten mit paſſenden Noten drucken, und ſetzte keine hundert Exemplare ab. Selbſt der Gelehrte, der ſich bereits Namen erworben hat, muß ein rechter Geſchäftsmann ſein, wenn er auch Geld und Einfluß erwerben will. Und kann er das nicht, ſo wird er den nützlichen Leuten zugerechnet, welche für die kleinen Lebensbedürfniſſe arbeiten. Der Amerikaner denkt: ſo viel einer Geld erwirbt, ſo viel ſind ſeine Kenntniſſe und ſein Verſtand werth, und ſo viel iſt er ſelbſt für das Land werth. Gegen den Mann, der Fabriken anlegt, Eiſenbahnen befördert, in kommerziellen Angelegenheiten mit entſcheidet, in öffentlichen Aemtern dem Lande nützt, gilt der bloße Gelehrte ſehr wenig. Naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe, welche praktiſche Früchte bringen, werden daher am meiſten geachtet und gepflegt. Aus andern Wiſſenſchaften muß man das Populäre herausziehen und unter die Leute bringen, wenn man ſich nicht mit einem dürftigen Kreiſe von Kennern und Schülern begnügen will; erſt unter den jüngeren Leuten iſt hier und da wiſſenſchaftlicher Sinn rege geworden. — Beiſpiele ſolcher Deutſchen ſind nicht ſelten, welche durch ihren wiſſenſchaftlichen Trieb ſich in Deutſchland eine Stellung errungen hätten, in Amerika aber, weil ſie nicht Glanz und

Geschrei um sich zu verbreiten wissen, in mancherlei Widerwärtigem stecken bleiben und sich langsam selbst aufzehren.

Literaten und Zeitungsschreiber.

Nimmt man die ganze Summe dessen, was in den Vereinigten Staaten an eigenen Gedanken, außer in Handel, Industrie und Politik, zu Tage kommt, so wird diese Summe merkwürdig klein ausfallen. England denkt für die Vereinigten Staaten, außerdem führen ihnen Deutschland und Frankreich den geistigen Stoff zu, den sie verarbeiten. Die geistige Abhängigkeit von England zeigt sich noch in mancherlei geringeren Beziehungen, einige Zeitungen im Osten besprechen z. B. zuvörderst den Stand des Geldmarktes, dann die Gesundheit der Königin von England und allerlei andere kleine Ereignisse, welche in London gerade das Tagesgespräch bilden. Jedoch ist dergleichen selten in den westlichen Staaten, wo überhaupt das amerikanische Leben in seinen großen Umrissen für die Zukunft am selbständigsten heranreift. Man fühlt übrigens schmerzlich den Bann, in welchem die einheimische Literatur durch die englische gefangen gehalten wird, und arbeitet mit Ernst daran sich davon zu befreien. Die Fortschritte, welche man darin in neuerer Zeit gemacht hat, sind schon ersichtlich. Wenn dem amerikanischen Volksgeist einmal eine Richtung gegeben ist, so vollbringt er Erstaunliches und ist selbst im Stande, in kurzer Zeit nationale Unarten auszutreiben. Die einheimische amerikanische Literatur mehrt sich mit jedem Jahre, ihre ausgezeichneten Erzeugnisse in der Novellistik und Geschichtschreibung sind auch in Europa anerkannt.

Den bedeutendsten Theil der Zeit, welchen die Geschäfte dem Amerikaner zur Lektüre frei lassen, nehmen die Zeitungen und Flugschriften in Anspruch. In keinem anderen Lande hat die Tagespresse eine so ungeheure Ausdehnung. Die Zeitungen bieten täglich ein lebendiges Mosaik von praktischen Gedanken und Berichten. Die Sprache ist gewürzt und gepfeffert und hat den eigenthümlichen Yankee-Anstrich des gemacht Naiven, Ergötzlichen und Burlesken, eine edle und erhabene Sprache reizt nicht so sehr, der Yankee hat auch der Zeitungssprache sein Gepräge aufgedrückt. Ausnehmend insbesondere ist die Geschicklichkeit, mit der die einheimischen Zustände dargestellt werden. In dieser Kunst sind auch die offiziellen oder spekulativen Lobredner des amerikanischen Volkes, welche für Deutsch-

land ſchreiben, eingeübt. Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt verſchleiert man die Fehler und läßt die Lichtſeiten deſto heller ſtrahlen; wo die Mängel eingeſtanden werden müſſen, bringt man moraliſche Betrachtungen und Gründe, warum es bald beſſer werde, und putzt ärmliche Anfänge zu großen Dingen aus. Würde man all die Anſtalten und Anlagen in Deutſchland ſo genau beſchreiben, wie dies amerikaniſchen von Deutſchen widerfährt, ſo müßte man viele Bände damit füllen. Nicht wenige der ſo herausgeſtrichenen Anſtalten verhalten ſich, wenn man ſie in Amerika ſelbſt ſieht, gegen deutſche, wie die dortigen winzigen Akademieen gegen deutſche Univerſitäten. Aber ſie haben den großen Vortheil, daß jedermann ſie kennen zu lernen ſucht und ſich für ihr Gedeihen intereſſirt.

Daß mit der deutſchen Schriftſtellerei in Amerika noch wenig Seide zu ſpinnen iſt, liegt am Tage. Die große Menge der deutſchen Einwanderer lieſt nicht, und die Gebildeteren leſen Bücher in engliſcher Sprache oder in Deutſchland gedruckte. Hin und wieder macht einer ein Geſchäft daraus, daß er unſere Ritterromane moderniſirt, allerlei populäre Schriften zurecht macht und über Geheimniſſe der Natur und anthropologiſche Delikateſſen eine Reihe kleiner Bücher möglichſt marktſchreieriſch unter das Volk ſchickt. Schulbücher, pikante Novellen und Darſtellungen amerikaniſcher Geſchichte finden aber in der Regel ihr Publikum. Der Verfaſſer beſorgt entweder ſelbſt den Vertrieb durch Agenten, oder er ſchließt den in Amerika gewöhnlichen Verlagskontrakt, durch den er ſich einen Antheil am Preiſe jedes verkauften Buches vorbehält. Ohne allen Vergleich beſſer ſteht ſich der, welcher in engliſcher Sprache ſchreibt. Die Vereinigten Staaten zählen eine Anzahl deutſcher Gelehrten und Publiziſten, welche das Engliſch-Amerikaniſche vortrefflich handhaben. Dem Deutſchen iſt dies jedenfalls viel leichter als gut franzöſiſch zu ſchreiben. Insbeſondere kann man ſich die eigenthümlich amerikaniſchen Redewendungen und Ausdrucksweiſen bald aneignen, weil ſie ebenſo oft wiederkehren, als ſie charakteriſtiſch und einfach ſind. Wer aber in ſchwerfälliger Form ſeine Gedanken äußert, wird im Engliſchen nie Glück machen. Gefällig geſchriebene Artikel und Flugſchriften in dieſer Sprache werden dagegen gut honorirt, und nebenbei kann man ſich auch in größeren Schriften verſuchen.

Viele Literaten und andere vom gelehrten Stande wenden ſich der deutſchen Zeitungsſchreiberei zu. Das iſt ge-

wiß das am meiſten vergiftete Brod, welches in Amerika gegeſſen wird. Die Gemeinheit, mit der die meiſten deutſchen Zeitungsſchreiber ſich dort perſönlich und öffentlich befehden, kann nicht ſchmutziger und ränkevoller ſein. Es iſt eine wahre Wohlthat, daß in der neuern Zeit beſſere deutſche Blätter entſtanden ſind und nach und nach die Leſer an einen anſtändigeren Ton gewöhnen. Sonſt iſt das Zeitungsgeſchäft im Ganzen ein leichtes, welches weder viele Auslagen noch große Kenntniſſe erheiſcht und den Unternehmern wenigſtens ihren Unterhalt einbringt. Es kommt wohl vor, daß in einer weſtlichen Stadt ſich zwei junge Leute, von denen wenigſtens einer das Setzen gelernt hat, vereinigen, ſich Typen und Preſſe, Papier und Druckerſchwärze kaufen, und dann eine Zeitung aus andern deutſchen oder aus engliſchen zuſammenſchreiben, und einige derbe Schlagwörter und die Ortsneuigkeiten hinzuthun; ſie ſetzen die Zeitung ſelbſt, drucken ſie ſelbſt, falten ſie ſelbſt und tragen ſie ſelbſt auf die Poſt und in der Stadt umher. Eine unterhaltende Geſchichte aus irgend einem Romane, welche ſich durch mehrere Nummern hindurchzieht, Anekdötchen, Sprüche der Weisheit und Aphorismen neben Gemeinnützigem aller Art füllen ferner die Zeitung an. Die Hauptſache aber ſind die Anzeigen und Lokalſachen; wo ein paar Häuſer zuſammen ſtehen, wollen ſie auch ihre Zeitung haben und die deutſchen Bauern der Umgegend müſſen ſie ſchon der Fruchtpreiſe wegen leſen. Kommt das Blatt in den Gang, ſo daß es täglich erſcheinen kann, bringt es auch etwas ein und giebt ſeinem Herausgeber die beſte Gelegenheit, unter ſeinen Landsleuten Bildung und edleren Geiſt zu unterſtützen und insbeſondere ſie anzuleiten, in dem egoiſtiſchen Parteitreiben eine ſelbſtändige Stellung einzunehmen, welche zum wahren Beſten des Landes bei den Wahlen den Ausſchlag geben kann. Bis jetzt iſt es freilich noch gewöhnlich, daß ein deutſches Blatt mit allen Künſten nach der Unterſtützung der engliſch-amerikaniſchen Parteileute ſeiner Stadt angelt und für ihre Operationen und Ränke ſich als gefälligen Diener beweiſ't. Neben den engliſch-amerikaniſchen Zeitungen nehmen die deutſchen ungefähr die Stellung der kleinen Krämer neben den Großhändlern ein.

Künſtler.

Ehe die hohe Kunſt in Amerika zu ihrem Rechte gelangt, wird es natürlich noch lange dauern. Kommen wird aber auch

in Amerika ihre Blüthezeit, ebenso wie die reichen lebensvollen Handelsstädte Italiens, der Niederlande und Deutschlands sie erlebten. Gegenwärtig haben die Amerikaner nur erst in kleinen Dingen viel Geschmack, ihre Wohnungen sind durchgängig niedlich eingerichtet, aber im Großen zeigen sie noch einen hartnäckigen Hang zur grotesken Geschacklosigkeit. Es finden sich amerikanische Namen auch unter ausgezeichneten Künstlern, aber ihr Vaterland gab ihnen nur eine Geburtsstätte; eine heimathliche Luft, in der sie athmen konnten, mußten sie in Europa suchen. Wer nun als schon hochberühmter Künstler nach den Vereinigten Staaten kommt, so daß Mode und Eitelkeit für ihn mitspricht, wird Bestellungen in Menge bekommen. Sterne geringeren Ranges dürfen nicht hoffen dort zu glänzen. Künstler dieser Art müssen ihren Erwerb in kleinen Dingen suchen; werden in den Vereinigten Staaten wirklich einmal größere Kunstwerke, mit denen Ruhm und Gold zu gewinnen, von den Städten oder Regierungen unternommen, so wird, so lange es noch irgend möglich ist, dem eingewanderten Künstler der in Amerika geborne vorgezogen. So müssen sich denn Maler auf Porträtiren, schnell skizzirte Landschaften und kleine amerikanische Genrestücke, Bildhauer auf Büsten und Grabdenkmäler verlegen. Sie werden am besten fahren, wenn sie eine größere Stadt zu ihrem längeren Wohnsitze nehmen, durch Zeitungen, Ausstellungen vor Schaufenstern und Familienprotektion fortwährend von sich reden machen und so den Leuten nach und nach die Ueberzeugung aufdringen, sie machten ihrer Stadt Ehre. Bühnenkünstler finden, wenn sie sich nicht in englischer Sprache hören lassen können, nur durch Bildung und Leitung von Liebhaber-Theatern oder auf den wenigen stehenden deutschen Theatern, welche noch lange Zeit unbedeutend bleiben müssen, ein kärgliches Brod. Reisende Virtuosen machen glänzende Geschäfte, wenn sie europäischen Ruf mitbringen, dann suchen die Amerikaner eine Ehre darin, ihren Kunstsinn zu zeigen; die Cincinnatier sind noch jetzt auf Fanny Elsler nicht gut zu sprechen, weil sie durchreisete, ohne die Stadt der Ehre zu würdigen, in ihr aufzutreten. Minder berühmte Künstler werden nicht die Reisekosten erschwingen, wenn sie nicht in kleinen Orten unter den einflußreichen Familien Gönnerschaft finden oder einen pfiffigen und rastlosen Geschäftsmann zum Begleiter haben, der das Publikum bearbeitet. Ein Pröbchen

ſolcher Induſtrie war das folgende. Der Geſchäftsführer beſtach erſt zwei Zeitungsſchreiber, dieſe brachten ihre Genoſſen von der Feder zu einem Souper mit, wo der Künſtler mit Champagner und Muſik bewirthete. Dabei wurde der Plan verabredet. Die meiſten ergoſſen ſich Tags darauf in Lobeserhebungen, andere kämpften dagegen an, mußten ſich aber, nach dem ſie den Künſtler in ſeiner Wohnung noch einmal gehört hatten, für beſiegt erklären. Dies Scheingefecht machte das Publikum geſpannt, der Künſtler trat auf, hatte ein volles Haus und für Blumenkränze und Klatſcher war geſorgt. Nun war aber ein Hauptredakteur abſichtlich vernachläſſigt, dieſer brachte eine giftige Kritik, die andern fielen darüber her, und es kam zu argen Dingen. Jetzt war das Spiel gewonnen, es gab ein großes Aufſehen, der Künſtler erſchien als Gegenſtand finſterer Ränke, und die Leute rannten nach ſeinen Concerten.

Beamten und Offiziere.

Es iſt eine auffallende Thatſache, daß unter ſo vielen tüchtigen und gebildeten jungen Männern, als aus Deutſchland nach Amerika gegangen ſind, ſo äußerſt wenige dort in Staatsämtern oder ſonſt einflußreichen Stellungen ſind. Der Grund liegt hauptſächlich in der nationalen Abneigung der Amerikaner gegen deutſche Einwanderer, welche mehr ſein wollen als ihre „guten Bürger," d. h. ruhige, fleißige, genügſame Arbeiter, Handwerker und Farmer, allenfalls noch Lehrer und Aerzte. Es koſtet dem Deutſchen zehnmal größere Arbeit, als ſelbſt dem irländiſchen Burſchen, ehe er den nativiſtiſchen Zuſammenhalt, der ihn niederdrückt, durchbricht. Durch ſeine Landsleute findet er ſich mehr herabgezogen als emporgehoben und vorwärts gedrängt. Die Amerikaner ſind bei all' ihrer Geldmacherei doch ein vornehmes Volk, Jeder ſteuert kühn auf die höchſten Stellen und Genüſſe los, Jeder hält ſich für gut genug dazu. Die Deutſchen ſind in Amerika ein kleinbürgerliches Volk, verharren in genügſamer Selbſtbeſchränkung, laſſen ſich ſelbſt da, wo ſie in einem Bezirke oder einer Stadt eine bedeutende Maſſe bilden, von den Uebrigen hänſeln und beherrſchen, und überlaſſen ihnen, weil ſie ſelbſt nirgends einig ſind, Aemter und Einfluß. Wie ſchwierig hält es nicht, einen deutſchen Friedensrichter, Stadtrath oder gar Abgeordneten durchzubringen; ſelbſt am Briefſchalter auf der Poſt können die

Deutſchen kaum jemand haben, der ihre Sprache verſteht. Endlich iſt es aber auch eine harte Schule, eine Reihe von langwierigen Studien, Kämpfen und Ränken, welche der amerikaniſche Staatsmann im Gefolge eines berühmten Parteihauptes durchmachen muß, ehe er als Kongreßmann, Senator, Gouverneur auf jener Höhe anlangt, auf der ſein Wort und ſein Wille eine gewaltige Macht iſt und er die Länder auf dem Erdkreis überſchaut, über welche bereits der Einfluß der Nordamerikaner ſich erſtreckt. Er hat keinen über ſich, dem er gehorcht oder an den er ſich anſchmiegen muß, nur vor ſich hat er ein großes bewegtes Volksmeer, deſſen Wogen er lenkt oder aufrüttelt. Kein Mann erklimmt dieſe Höhe, deſſen Feſtigkeit, ſchöpferiſche Kraft und praktiſche Kenntniſſe ſich nicht ſchon in unzähligen Unternehmungen und Stürmen erprobt haben.

Es gelingt daher unter den eingewanderten Deutſchen nur wenigen gewandten Männern, welche mit einem gewiſſen beharrlichen Ungeſtüm des Charakters begabt ſind, als geſchickte Journaliſten oder Parteigänger ſich unentbehrlich machen und alle Schliche kennen, bei der Bundesregierung eine Anſtellung zu erhalten. Im Bureau der Küſtenvermeſſung, bei dem Patentamte, als Konſule und in andern niedern Poſten finden ſich einige Deutſche, dann aber müſſen ſie auch noch darauf gefaßt ſein, daß der nächſte Präſident ohne irgend eine andere Veranlaſſung, als weil irgend ein Parteiführer einen Helfershelfer unterbringen will, ſie plötzlich entläßt und hätten ſie ſich auch noch ſo ſehr verdient gemacht. Ein deutſcher Offizier kann unter keinen Umſtänden auf eine Anſtellung im Heere oder in der Flotte hoffen, als etwa in einer Freikompagnie bei einem Kriege. Er denke nur, wie außerordentlich viele Offiziere und Generale ſeit 1831 als Flüchtlinge nach den Vereinigten Staaten gingen und wie viele Beiſpiele denn bekannt ſind, daß einer im amerikaniſchen Heere angeſtellt wurde. Dieſes iſt ohnehin nicht groß und zu Offizieren darin oder auf der Flotte werden nur diejenigen befördert, welche auf der einheimiſchen Kriegsſchule ſtudirt und ein wirklich ſtrenges Examen in Mathematik, Geographie und Statiſtik, ſowie in allen Naturwiſſenſchaften beſtanden haben. Zulaſſung auf die Kriegsſchule erhalten blos Söhne aus der einheimiſchen Ariſtokratie. Man kann dieſe amerikaniſchen Offiziere, welche auch während des Dienſtes in den Garniſonen fortwährend mit Landvermeſſung und geolo-

giſchen Unterſuchungen beſchäftigt ſind, die gebildetſten und angenehmſten Leute in der Union nennen; nach ihnen läßt ſich wohl am beſten mit den Pflanzern in den ſüdlichen Staaten leben.

Des Auswanderers Gewinn und Verluſt.

Ueberblickt man ſchließlich, was der Deutſche aus den gebildeten Ständen gewinnt und verliert, wenn er nach den Vereinigten Staaten überſiedelt, ſo möchte es im Folgenden zuſammengefaßt werden können. Das neue Land gewährt ihm den Vortheil, daß er durch Thätigkeit und Geſchick ſich viel früher einen eigenen Hausſtand mit mäßigem Einkommen verſchaffen kann, als ihm das hier möglich iſt — es gewährt ihm ferner das Gefühl der bürgerlichen Freiheit. Für das erſte giebt er auf einen anſehnlichen Theil des geiſtigen und geſelligen Lebens, an welches er gewöhnt iſt — und der Genuß des zweiten wird ihm beſchränkt durch die Herrſchaft einer anderen Nationalität, welche ihn in vielen Beziehungen mit ſozialer Unfreiheit umgiebt.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Druckfehler.

Seite	8	Zeile	12	von	unten	lies Schädliches für Schändliches.
"	9	"	1	"	"	" Erzengel für Erzangel.
"	15	"	15	"	oben	" Die Städte sind fast alle für die Städte selbst sind alle.
"	19	"	15	"	unten	" verfällt dem Elende für verfällt dem Elemente.
"	37	"	3	"	oben	" aufwärts für auswärts.
"	50	"	9	"	unten	" türkische für tückische.
"	52	"	17	"	oben	" der bloß um für oder bloß um.
"	56	"	2	"	oben	" bloß für bloße.
"	61	"	9	"	unten	" irländische für inländische.